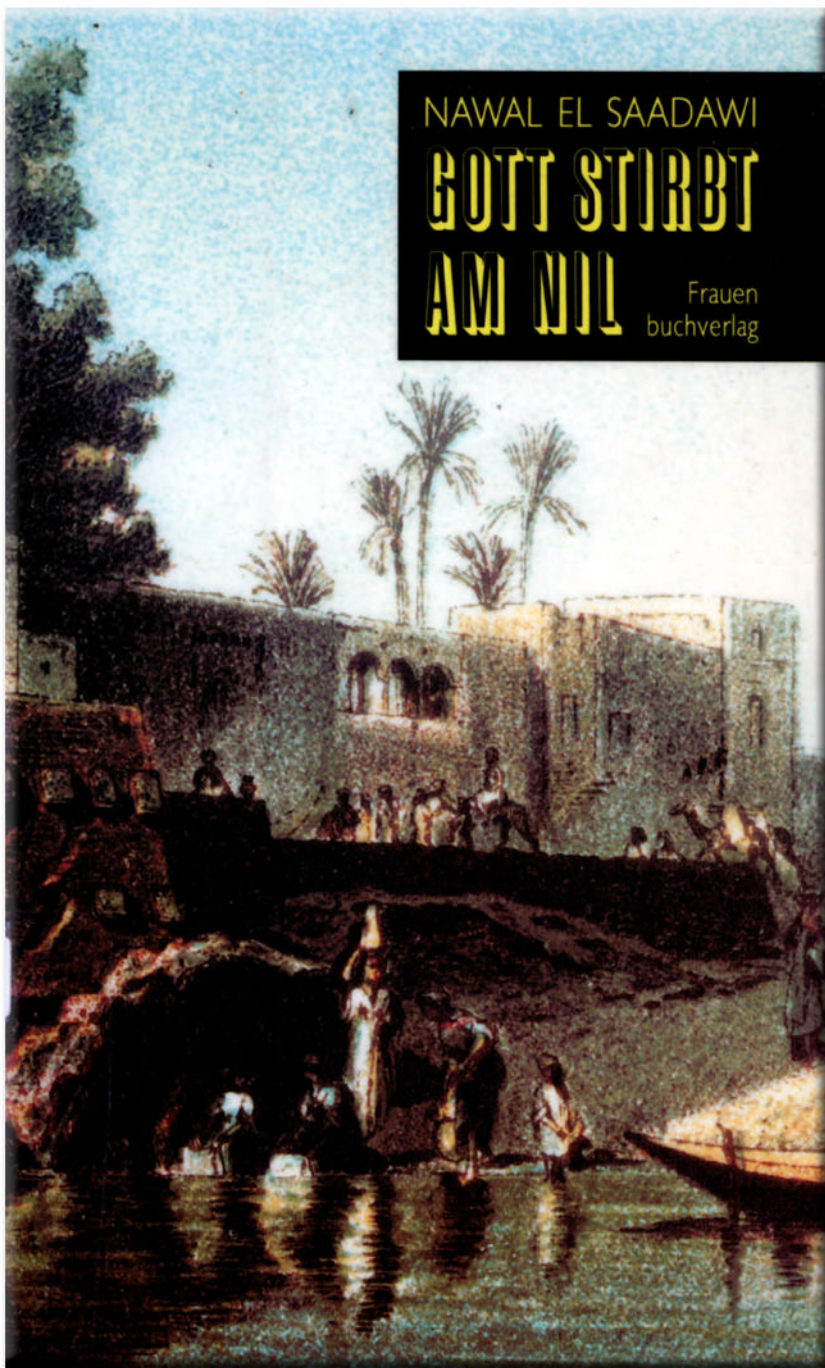


NAWAL EL SAADAWI

# GOTT STIRBT

## AM NIL

Frauen  
buchverlag



**Nawal El Saadawi**

**Gott stirbt  
am Nil**

Deutsch von Anna Kamp

Frauenbuchverlag

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany (West)  
© der deutschen Ausgabe: Weismann Verlag  
Frauenbuchverlag GmbH, München 1986  
© der Originalausgabe: Nawal El Saadawi Translation  
©: Zed Books Ltd. London



Titel der Originalausgabe:  
The Death of the Only Man on Earth  
Titel der englischen Ausgabe: God Dies by the Nile  
Umschlaggestaltung: Michel Keller, München  
Satz: ff-Fotosatz, München  
Druck und Bindung: G. J. Manz AG, Dillingen  
ISBN 3 88897 117 9

Wie alle armen Bauern in diesem Dorf nimmt Zakeya das harte und entbehrungsreiche Leben als von Allah bestimmt klaglos hin. Das erfahrene Leid, der frühe Tod der meisten ihrer Kinder, die auszehrende Arbeit, der Hunger – alles scheint gottgewollt und unabwendbar. Erst als der Bürgermeister ihre beiden jungen Nichten als Dienstmädchen in sein Haus zwingt und sexuell mißbraucht, fängt Zakeya an, Zusammenhänge zu verstehen. Aber da ist es bereits zu spät, ihre Familie ist zerstört, Bruder und Sohn sind im Gefängnis, die beiden Mädchen aus dem Dorf vertrieben. Für Zakeya ist Gott gestorben, sie rächt sich, das ist ihre einzige Möglichkeit des Widerstandes.

Die ägyptische Ärztin und Schriftstellerin Nawal El Saadawi, in der BRD bekannt durch die Erzählung *Ich spucke auf euch – Bericht einer Frau am Punkt Null* betrachtet *Gott stirbt am Nil* als ihren wichtigsten Roman. Die Frauen, von denen sie erzählt und auf deren Seite sie steht, sind in dem Netz klassenspezifischer Ausbeutung und Unterdrückung genau so gefangen wie in patriarchalischen Familienstrukturen. In einer eindrucksvollen und schnörkellosen Erzählweise beschreibt sie das Leben in einem kleinen Dorf am Nilufer, zeigt die Mechanismen von Macht und Abhängigkeit, die Verknüpfung staatlicher und religiöser Macht im Islam genauso wie die Solidarität der Frauen untereinander, wie die Sehnsucht der Menschen nach einem anderen Leben.

Nawal El Saadawi wurde in Kafr Tahla, einem Dorf am Ufer des Nils geboren. Sie arbeitete zunächst als Hebamme, später als Ärztin und war von 1965-72 Direktorin des Gesundheitsamts. Während dieser Zeit eröffnete sie eine Klinik und arbeitete dort drei Jahre lang. Nach der Veröffentlichung ihres ersten Buchs *Woman and Sex* wurde sie ihres Amtes enthoben und ihre Schriften wurden in Ägypten auf den Index gesetzt. Nawal El Saadawi arbeitet heute als Schriftstellerin, sie lebt in Kairo. Nawal El Saadawi erzählt in diesem Roman die Geschichte von Zakeya, einer armen, ungebildeten Bäuerin, deren Verwandte von dem Bürgermeister des Dorfes und seinen Helfershelfern zynisch ausgebeutet und gequält werden.

# I

Bevor die Morgenröte die Wipfel der Bäume streifte, bevor der Hahn krächte, ein Hund bellte und ein Eselsschrei durch die Dunkelheit drang, bevor Scheich Hamzawis Stimme zum ersten Gebet aufrief und in der Stille widerhallte, öffnete sich die große Holztür langsam und knarrte dabei wie ein eingerostetes, uraltes Wasserrad. Ein langer, hochaufgerichteter Schatten huschte durch die Tür und ging mit ausholenden, gleichmäßigen Schritten voran, gefolgt von einem zweiten Schatten, der geduckt und schwerfällig vorwärts trottete.

Beide Schatten verschwanden in der Dunkelheit und tauchten etwas später oben am Flußufer wieder auf. Zakeyas mageres, bleiches Gesicht hob sich streng gegen das fahle Morgenlicht ab. Sie hatte die Lippen fest zusammengepreßt, als sollte kein Wort mehr darüber kommen. Ihre großen, weit geöffneten Augen waren zornig und herausfordernd auf den Horizont gerichtet. Der Büffel ging mit wiegendem Kopf hinter ihr her, mager und bleich, aber mit seinem unterwürfigen, stumpfen, dem Schicksal ergebenen Blick wirkte er gutmütig.

Das dämmerige Licht schimmerte auf dem Fluß und ließ die kleinen Wellen wie winzige Falten in einem alten, traurigen, reglosen Gesicht aussehen. In der Tiefe schien das Wasser stillzustehen, es floß so unmerklich dahin, wie die Zeit unmerklich verfließt oder Wolken unmerklich über einen dunklen Himmel wandern.

Auch die Luft in der weiten, offenen Landschaft regte sich kaum. Sie glitt so sanft durch die Zweige der Bäume, daß sie sich kaum bewegten, aber sie trug den feinen, unsichtbaren

Staub vom hohen Flußufer die Böschung hinunter bis zu den dunklen, nebeneinander kauernden Lehmhütten mit den kleinen, geschlossenen Fenstern und niedrigen, schiefen Dächern, auf denen getrocknete Baumwollstengel und Fladen aus Dung und Stroh übereinandergeschichtet lagen. Sie trug ihn durch die engen, gewundenen, mit Mistfladen verstopften Wege und Gassen weiter zum Fluß am Rand des Dorfes, wo er sich wie eine dunkle, glatte Haut auf dem grünen Wasser niederließ.

Zakeya ging mit stetigen Schritten vor dem Büffel her, ihr Gang und ihr fester Blick waren unverändert wie das reglose Flußwasser zu ihrer Linken, unverändert wie alles in diesen letzten Momenten der Nacht. Aber dann blieben die Lehmhütten zu ihrer Rechten immer weiter zurück, und an ihre Stelle traten Felder, die sich wie grüne Bänder parallel zum Nil erstreckten.

Zwischen den beiden Streifen aus Grün und Braun schritt sie mit der unvergleichlichen rhythmischen Bewegung ihrer Hüften und Schenkel voran. Über ihrem Kopf wich die schwarze Nacht langsam der sich ausbreitenden Morgenröte, die sich nach einer Weile in grelles, feuerrotes Licht verwandelte. Dann blitzte plötzlich die Sonne am Erdrand auf, ein winziger Punkt, der zu einer Feuerscheibe anwuchs, die den Himmel hochstieg. Doch bevor der Tag die Nacht ganz verdrängt hatte, war Zakeya bei ihrem Feld angekommen. Sie band den Büffel an das Wasserrad neben dem Fluß, nahm ihr schwarzes Tuch vom Kopf und legte es auf die Erde, krepelte die Ärmel auf und knotete die Enden ihrer *galabeya* in der Taille zusammen.

Auf den Nachbarfeldern konnte man die regelmäßigen, dumpfen Schläge hören, mit denen ihre Hacke tief in die Erde eindrang. Ihre Armmuskeln traten hervor, und unter der schwarzen, hochgebundenen *galabeya* waren ihre langen,

kräftigen Beine nackt und braun im Morgenlicht zu sehen; ihr Gesicht sah noch streng und mager aus, aber nicht mehr bleich, denn Hitze und Staub, Sonne und frische Luft hatten ihre Haut ledrig und braun werden lassen. Doch darunter war die gleiche Blässe wie zuvor. Mit gebeugtem Rücken hackte sie die Erde. Dabei blickte sie nicht auf den Boden oder ihre Füße, sondern immer noch auf einen fernen Punkt, immer noch zornig und herausfordernd. Und die Schläge wirkten wie das Echo eines unterdrückten Zorns, während sie die Hacke in die Luft schwang und mit aller Kraft in die Erde stieß.

Die Schläge hallten regelmäßig wie dumpfe Glockenschläge zur vollen Stunde. Sie verschlangen die Zeit, gruben sich Stunde um Stunde mechanisch in die Erde. Sie wurden nicht langsamer und hielten nicht inne, um Atem zu holen oder Aufschub zu suchen. Sie hallten den ganzen Tag auf den Nachbarmfeldern nach, mit einer geradezu unmenschlichen, unbarmherzigen, erschreckend wütenden Kraft. Selbst zur Mittagszeit, als die Männer die Arbeit niederlegten, um zu essen und eine Stunde zu ruhen, gingen ihre Schläge ununterbrochen weiter. Auch wenn der Büffel eine Zeitlang aufhörte, sich im Kreis zu drehen, auch wenn das Wasserrad eine Weile das Knarren einstellte, ihre Hacke schwang immer wieder durch die Luft, sie fiel vom Himmel auf die Erde und stieg von der Erde zum Himmel.

Die Sonne zog langsam am Himmel hoch. Aus der Scheibe wurde ein Feuerball, der den Wind stoppte, die Bäume niederdrückte und alles verdorren ließ. Es war, als würde das rote Feuer alle Dinge ersticken, verbrennen und austrocknen, ausgenommen den Schweiß, der Zakeya über Gesicht und Körper rann und auf die Erde tropfte. Unter dem Schweiß war ihr Gesicht aschgrau wie der Büffel, der in das Joch gespannt im Kreis ging.

Die Stunden verstrichen. Die Sonne neigte sich jetzt langsam wieder der Erde zu. Ihr Feuer brannte nicht mehr so sengend wie zuvor. Die Hitze ließ nach, und die Luft bebte und trug eine sanfte Brise vom Nil herüber. Die Baumwipfel bogen sich lustlos und erschöpft im Wind. Der Himmel war wieder in grelles, feuerrotes Licht getaucht, das nach und nach vom traurigen Grau der Abenddämmerung verdrängt wurde. Der Schweiß auf ihrem Gesicht trocknete und ließ eine Staubschicht zurück, wie Asche auf einem erlöschenden Feuer. Sie warf die Hacke auf den Boden und streckte sich. Sie blickte sich schnell um, wie jemand, der mitten in der Nacht aufwacht, dann krepelte sie die Ärmel herunter, löste die zusammengeknöteten Rockenden auf und ließ das lange, schwarze Gewand über ihre Füße fallen. Sie band sich das Tuch um den Kopf, dann ging sie vom Feld auf den Sandweg. Und bald darauf war sie wieder ein dunkler Schatten, der mit rhythmischen Schritten denselben Weg zurückging, gefolgt von dem schwerfälligen Büffel. Die grünen Felder lagen jetzt zu ihrer Linken, das braune Wasser des Nils zu ihrer Rechten. In der Entfernung wurden die Bäume zu schlanken, schwarzen Silhouetten vor einem grauer werdenden Himmel. Die rote Sonne war im Westen unter die Erde geglitten, sie hatte ihren Kampf gegen die Dämmerung aufgegeben.

Die beiden Schatten gingen langsam den Sandweg am Ufer entlang. Sie hatten sich nicht verändert: hochgewachsen, mit erhobenem Kopf, wie zum Angriff bereit der erste; mit gesenktem Kopf, schwerfällig und erschöpft der zweite. Zwei stille Schatten in der dunkler werdenden Nacht. In der unendlichen Weite, die sie umgab, bewegte sich nichts, kein Rauschen war zu hören, kein Stöhnen, kein Schrei, kein einziges Wort. Nichts als Schweigen in der Nacht, die die Felder am anderen Ufer, das Wasser des Nils, den Himmel darüber und alles auf Erden in ihren Mantel hüllte.

Sie ließen die Felder hinter sich, und vor ihnen tauchten die Hütten auf, kleine, dunkle, verschwommene Schatten, die am Flußufer nebeneinander kauerten, als suchten sie Schutz und Hilfe, als hätten sie Angst, in die weite, staubige Ebene abzugleiten.

Die beiden Schatten gingen die Böschung hinunter und verloren sich in den engen, gewundenen Gassen, glitten an den Hütten vorbei und blieben vor der großen Holztür stehen, die Zakeya mit ihrer kräftigen Hand aufstieß und die mit einem dumpfen Knarren nachgab. Sie ließ den Strick fallen, an dem sie den Büffel geführt hatte. Er trottete durch die Tür und ging zum Stall. Sie schaute ihm einen Augenblick nach, dann hockte sie sich an den Eingang ihrer Hütte, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, und blickte auf die offene Holztür und die dahinter liegende Straße.

Sie saß unbeweglich da, und ihre Augen starrten in die Dunkelheit, als wären sie an etwas hängengeblieben. Vielleicht galt ihre Aufmerksamkeit nur einem Haufen Dung vor ihrem Haus, vielleicht den Exkrementen eines Kindes, das neben der Mauer sein Bedürfnis verrichtet hatte, vielleicht einem Ameisenheer, das sich über einen toten Käfer hermachte, oder einem der schwarzen Eisenpfeiler vom großen Tor auf der anderen Straßenseite.

Die Dunkelheit hatte sich über alles ausgebreitet, sie war undurchdringlich, doch Zakeya starrte weiter in die Nacht, bis sie plötzlich einen stechenden Schmerz in ihrem Kopf spürte. Sie band das Tuch noch fester, doch der Schmerz ging auf ihren Magen über. Sie tastete mit der Hand nach dem flachen Strohkorb, in dem sie den Essensvorrat für die Woche aufbewahrte. Sie zog ihn zu sich heran, öffnete ihren bis dahin fest verschlossenen Mund und aß etwas trockenes Brot, trockenen Käse und Salzgurken.

Sie schloß erschöpft die Augen. Hin und wieder fiel sie in einen leichten Schlaf, wobei ihr Kopf auf den Knien lag. Die Dunkelheit war so vollkommen, daß sie selbst mit weit geöffneten Augen nichts mehr erkennen konnte. Kafrawi glitt durch das große Holztor und setzte sich neben sie. Sie hatte in seine Richtung gesehen, als er auf sie zuging, und er glaubte, sie hätte ihn bemerkt. Doch obwohl sie hellwach ist, sieht sie nicht den Mann, der er heute ist. Er schrumpft vor ihren Augen zu einem kleinen Jungen, und jetzt sieht sie ihn mit den Augen eines Kindes, wie damals, als sie auf dem staubigen Hof vor der Hütte auf dem Boden kroch und mit offenem Mund nach Luft rang. Staub dringt ihr in Augen, Nase und Mund. Sie setzt sich hin und beginnt, sich mit ihren kleinen Fäusten die Augen zu reiben, aber nicht lange, dann legt sie die Hände in den Schoß und blickt sich nach allen Seiten um, und plötzlich sieht sie die vier schwarzen Hufe auf sich zukommen, einer schwingt drohend über ihrem Kopf wie ein großer Hammer, der mit aller Macht auf sie herabfallen wird. Ein Zucken erfaßt ihren Körper, und sie schreit laut auf. Zwei kräftige Arme greifen nach ihr und heben sie vom Boden auf. Die Arme ihrer Mutter, ihre warme Brust und ihr Geruch haben eine beruhigende Wirkung auf sie, und sie hört auf zu schreien.

Die Erinnerung an die Gesichtszüge ihrer Mutter war verblaßt. Nur ihr Körpergeruch war ihr gegenwärtig geblieben. Er erinnerte sie an den Geruch von Brotteig und Hefe. Sobald sie diesen Geruch wahrnahm, überkam sie ein starkes Glücksgefühl, und ihr Gesicht, das immer hart und verschlossen wirkte, wurde einen Moment lang weich und zärtlich.

Als sie laufen gelernt hatte, durfte sie mit Kafrawi zum Feld gehen. Er zog den Büffel an einem Strick hinter sich her, während sie mit dem Esel, der eine Ladung Dung trug, hinter ihnen herging. Während des ganzen Wegs sagte ihr Bruder

kein Wort. Sie hörte seine Stimme nur, wenn er den Büffel oder den Esel mit Rufen antrieb.

Sie erinnerte sich an ihren Vater, wie er auf dem Feld stand, nicht aber an sein Gesicht. Sie sah nur ein paar lange, spindeldürre Beine mit hervorstehenden Kniescheiben, eine in der Taille zusammengebundene *galabeya*, eine große Hacke, die in seinen kräftigen Händen regelmäßig durch die Luft schwang und niederfiel, und sie hörte das dumpfe, schwerfällige Knarren und Keuchen des Wasserrads, das in ihrem Kopf dröhnte. Wenn es sich plötzlich nicht mehr drehte, ging sie zum Büffel und trieb ihn an, aber er wollte sich nicht von der Stelle rühren. Er stand mit seinem reglosen, schwarzen Kopf da und starrte sie aus seinen dunklen Augen unverwandt an.

Zakeya wollte ihn soeben wieder antreiben, als sie erkannte, daß sie nicht den Büffel, sondern Kafrawi vor sich hatte. Er sah ihr ähnlich, denn er hatte dieselben ausgeprägten Gesichtszüge wie sie, dieselben großen schwarzen zorn erfüllten Augen, doch Kafrawis Blick war unterwürfig und in den Zorn mischte sich Verzweiflung.

Er saß mit zusammengepreßten Lippen neben ihr, den Rücken an die Lehmwand gelehnt, und seine Augen starrten in die dunkle Straße, bohrten sich durch das Gitter des hohen Eisentors auf der anderen Straßenseite. Er drehte sich zu ihr, seine Lippen öffneten sich und er flüsterte mit heiserer Stimme:

»Das Mädchen ist verschwunden, Zakeya. Sie ist fort.«

»Fort?« fragte sie gequält.

»Ja, fort. Ich kann sie nirgendwo im Dorf finden.«

Er war verzweifelt. Sie sah ihn mit ihren großen schwarzen Augen an. Er hielt ihrem Blick stand, aber in seinen Augen lag tiefe Hoffnungslosigkeit.

»Nefissa ist in ganz Kafr El Teen nicht zu finden, Zakeya«, sagte er. »Es ist, als wäre sie vom Erdboden verschluckt. Sie wird nie wieder zurückkommen.«

Er stützte seinen Kopf in die Hände und sagte fast weinend: »Sie ist fort, Zakeya. O mein Gott!«

Zakeya wandte den Blick von ihm ab und sah auf die Straße, dann flüsterte sie mit mechanischer, trauriger Stimme: »Wir haben sie verloren, so wie wir Galal verloren haben.«

Er sah hoch und murmelte: »Galal ist nicht verloren, Zakeya. Er wird bald zu dir zurückkommen.«

»Das sagst du jeden Tag, Kafrawi. Du weißt, daß Galal tot ist, und willst mir einreden, daß er es nicht ist.«

»Niemand hat uns gesagt, daß er tot ist.«

»Viele sind gestorben, warum nicht auch er?«

»Aber viele sind zurückgekommen. Hab Geduld und bete zu Allah, daß er ihn gesund zu uns zurückschickt.«

»Ich habe so oft gebetet, so oft«, sagte sie mit erstickter Stimme.

»Bete weiter, Zakeya. Bete zu Allah, daß er und Nefissa gesund zu uns zurückkommen. Wohin mag das Mädchen bloß gegangen sein? Wohin?«

Plötzlich verstummten die Stimmen der beiden gequälten Menschen. Schweigen senkte sich über sie, ein Schweigen, das schwerer wog als der dichte Mantel der Dunkelheit, der sie einhüllte. Ihre Augen starrten unverändert in die grenzenlose Nacht, und keiner von beiden rührte sich. Sie blieben nebeneinander sitzen, unbeweglich wie die im Dunkel verborgenen Lehmhütten.

## II

Das hohe Eisentor wurde langsam aufgeschwungen, und der Bürgermeister von Kafr El Teen trat heraus. Er war groß, hatte breite, muskulöse Schultern und ein flächiges, fast eckiges Gesicht. Die obere Hälfte hatte er von seiner Mutter: weiches, seidiges Haar und tiefblaue Augen unter einer gewölbten, hohen Stirn. Die untere Hälfte sah seinem Vater ähnlich, der von der Oberschicht im Süden des Landes abstammte: ein dichter, schwarzer Bart, der von einer groben Nase überragt wurde, ein weicher, voller Mund, der mehr Gier als Sinnlichkeit verriet. Er hatte den hochmütigen, arroganten Blick eines englischen Gentleman, der gewöhnt ist, zu befehlen. Wie die Bauern Oberägyptens hatte er eine rauhe, heisere Stimme, in der jedoch Weichheit und Zurückhaltung mitschwangen und der es an der Aggressivität fehlte, die aus den Stimmen von Männern herauszuhören ist, die in ehemaligen Kolonien wie Ägypten und Indien jahrelang unterdrückt und eingeschüchtert wurden.

In einen dunklen, bodenlangen Umhang gehüllt ging er mit langsamen Schritten voran, gefolgt vom Chef der Dorfpolizei und dem Scheich der Moschee. Sie sahen die zwei Schatten, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite im Dunkeln hockten. Die Gesichter konnten sie nicht erkennen, aber alle drei Männer wußten, daß es Kafrawi und seine Schwester Zakeya waren, denn diese hatten die Angewohnheit, stundenlang nebeneinander zu sitzen, ohne ein einziges Wort zu wechseln. War nur ein Schatten zu sehen, so bedeutete das, daß Kafrawi auf dem Feld geblieben war und bis Sonnenaufgang arbeiten würde.

Um diese Tageszeit gingen sie wie immer zum Abendgebet in die naheliegende Moschee. Anschließend setzten sie sich im Haus des Bürgermeisters auf die Terrasse über dem Nil, oder sie schlenderten zum Geschäft von Haj Ismail, dem Dorfbarbier. Dort saßen sie, rauchten und plauderten und nahmen abwechselnd einen Zug aus dem langen Bambusrohr der Wasserpfeife.

Doch diesmal wollte der Bürgermeister keine Wasserpfeife rauchen. Er holte eine Zigarre aus einer Seitentasche, biß das Ende ab, zündete sie mit einem Streichholz an und begann zu rauchen, während die anderen ihm zusahen. Haj Ismail erkannte an der gerunzelten Stirn des Bürgermeisters, daß er keineswegs guter Laune war. Daher verschwand er in seinem Geschäft und kam einen Augenblick später zurück, schlich sich an ihn heran und wollte ihm ein Stück Haschisch in die Hand drücken, aber der Bürgermeister schob ihn fort und sagte: »Nein, heute abend nicht.«

»Warum nicht, Hoheit?« fragte Haj Ismail.

»Hast du die Nachrichten nicht gehört?«

»Welche Nachrichten, Hoheit?«

»Die Nachrichten über die Regierung.«

»Welche Regierung, Hoheit?«

»Haj Ismail! Was glaubst du, wieviele Regierungen wir haben?«

»Eine ganze Menge.«

»Unsinn! Wir haben nur eine einzige Regierung, das weißt du ganz genau!«

»An welche Regierung denkst du, Hoheit, an die Regierung in Kairo oder an die Regierung in Kafr El Teen?«

»An die Regierung in Kairo selbstverständlich.«

»Und was haben wir mit ihr zu tun?«

Der Polizeichef lachte laut auf und sagte: »Wer würde leugnen wollen, daß wir selbst ebenso gut eine Regierung sind?«

Jetzt lachte Scheich Hamzawi. Seine vom Tabak verfärbten Zähne standen aus seinem breiten Mund hervor, und seine Gebetskette aus gelben Perlen schwang hin und her, während er sie nervös durch seine Finger gleiten ließ.

Aber der Bürgermeister fiel nicht in das Gelächter ein. Seine dicken Lippen hielten die Zigarre fest umschlossen, und seine blauen Augen blickten in die Ferne, über den langen Wasserlauf des Nils und die endlose Weite der bebauten Felder, die in der Dunkelheit unsichtbar geworden waren. Er stellte sich vor, wie sie sich zwischen den beiden Dörfern Kafr El Teen und El Rawla ausbreiteten. Wenn er in den Sommermonaten mit seiner Mutter die Gegend besucht hatte, war es ihm nie in den Sinn gekommen, daß er sich eines Tages in Kafr El Teen niederlassen würde. Er liebte das Kairoer Stadtleben, das Lampenlicht auf den dunklen Asphaltstraßen. Die bunten Lichter der Kasinos am Ufer des Nils, die sich im vorbeiziehenden Wasser spiegelten. Die überfüllten Nachtclubs, in denen man an Tischen saß und aß und trank, wo er die Frauen beim Tanzen beobachtete und ihr Parfüm und ihr sanftes Lachen in sich aufzog.

Damals ging er noch zur Universität. Doch im Gegensatz zu seinem älteren Bruder haßte er Vorlesungen und Vorlesungsräume, und er haßte das Gerede über Bildung und seine Zukunft. Und am meisten haßte er es, wenn sich sein Bruder über Politik und politische Parteien ausließ.

Während sie schweigend dasaßen, fiel Haj Ismail plötzlich ein, daß er die Morgenzeitung neben der Waage auf dem Holztisch in seinem Geschäft hatte liegen lassen. Er ging wieder hinein und kam mit der zusammengefalteten Zeitung in der Hand zurück. Er schlug sie auf und begann im Licht der

Kerosinlampe die Schlagzeilen zu lesen, als sein Blick auf das unübersehbare Foto in der Mitte der ersten Seite fiel. Das Gesicht kam ihm bekannt vor, und er begriff sofort, daß es der ältere Bruder des Bürgermeisters war. Er bemühte sich vergeblich, den kleingedruckten Bildtext zu lesen. Er zögerte, dann rückte er näher an den Bürgermeister heran und sagte ihm so leise wie möglich ins Ohr: »Haben die Nachrichten, die du erwähnt hast, etwas mit deinem Bruder zu tun?«

Nach einem kurzen Schweigen bejahte der Bürgermeister die Frage.

Haj Ismails nächste Frage klang besorgt: »Ist ihm ein Unglück widerfahren?«

Stolz schwang in der Stimme des Bürgermeisters mit, als er antwortete: »Nein, im Gegenteil.«

Haj Ismail war so aufgeregt, daß er sich kaum zurückhalten konnte. »Willst du damit sagen, Hoheit, daß er einen höheren Posten bezogen hat?«

Der Bürgermeister stieß eine dichte Rauchwolke aus. »Ja, Haj Ismail, genauso ist es.«

Haj Ismail klatschte vor Freude in die Hände, blickte in die Runde und sagte: »Freunde, das muß mit einem Glas Scherbett gefeiert werden.«

Eine Welle der Erregung ging durch die Männer, die vor dem Geschäft saßen. Die Zeitung ging von einer Hand in die andere. Haj Ismail stand auf und kam mit einer Flasche Scherbett und Gläsern zurück.

Aber der Bürgermeister war in Gedanken versunken. Den ganzen Tag hatte er sich gefragt, warum er sich so unzulänglich und niedergeschlagen gefühlt hatte, als er das Foto seines Bruders in der Zeitung entdeckte. Dieses Gefühl kannte er gut. Es war immer von einem bitteren Geschmack im Mund begleitet, danach bekam er eine trockene Kehle, dann

begann seine Brust zu brennen, und schließlich fuhr ein vager, wenn auch scharfer Schmerz durch seinen Magen.

Dieses Gefühl hatte ihn zum ersten Mal befallen, als er ein kleiner Junge war. Er erinnerte sich, wie er ins Badezimmer lief und sich übergab. Anschließend prüfte er sein Gesicht im Spiegel über dem Waschbecken. Es war leichenblaß, seine Lippen hatten sich gelb verfärbt, und aller Glanz in seinen Augen war erloschen. Sie blickten stumpf, apathisch und resigniert, ein Schleier schien sich über sie gelegt und ihre Lebendigkeit erstickt zu haben.

Er spülte seinen Mund aus, um den verbliebenen bitteren Geschmack loszuwerden. Als er wieder den Kopf hob und in den Spiegel sah, war es das Gesicht seines Bruders, das vor ihm auftauchte. Er betrachtete die rosigen Wangen, den triumphierenden Blick. In seinen Ohren hallte die frohlockende Stimme wider, die ihm so vertraut war: »Alles, was ich anfangs, gelingt mir. Aber du bist immer ein Versager gewesen.«

Er spuckte auf das Gesicht, das ihm ruhig aus dem Spiegel entgegenlächelte. Dann reckte er den Hals, straffte die Schultern und sagte laut zu sich: »Ich bin tausendmal besser als du.«

Wer ihn aus dem Badezimmer kommen sah, mußte den Eindruck haben, daß er der erfolgreichere von beiden war. Seine Lippen waren wieder rosig, und seine Augen glänzten. Der bittere Geschmack in seinem Mund war verschwunden, und sein fröhliches Lachen schallte durch das Haus, während er ausgelassen herumtobte und versuchte, seiner Mutter, die in ihrem Lehnstuhl saß und strickte, den Wollfaden zu entreißen und das Knäuel aufzurollen. Dann blitzten ihre hochmütigen blauen Augen zornig auf, und das schroffe, mit ihrem

englischen Akzent ausgesprochene Urteil verletzte seinen Stolz: »Dein Bruder ist viel besser als du.« Manchmal legte sie ihr Strickzeug beiseite, griff nach der Zeitung auf dem Tisch neben sich, zeigte mit dem Finger auf einen kleingedruckten Namen auf einer Innenseite und sagte: »Dein Bruder hat seine Prüfung glänzend bestanden, du dagegen...«

Und plötzlich hörte er auf zu lachen, es war, als würde ihn jemand an der Kehle packen und würgen, er mußte mehrmals schlucken und konnte nicht antworten. Und ebenso plötzlich wurde ihm bewußt, daß er nicht richtig glücklich war, daß seine Fröhlichkeit erzwungen war. Das Gefühl, seinem Bruder überlegen zu sein, war eine Selbsttäuschung. Diese Wahrheit war so überwältigend, daß sie ihn bis ins Mark erschütterte. Sie schien aus jeder einzelnen Pore seiner Haut mit kaltem, klebrigem Schweiß herauszuströmen. Sie stieg ihm in Nase und Mund und ließ den bitteren Geschmack wieder hochkommen, senkte sich auf seine Brust und schlug ihm auf den Magen. Er rannte ins Badezimmer zurück und erbrach sich so lange, bis es nichts mehr zu erbrechen gab.

Haj Ismail nippte an seinem zweiten Glas Scherbett, als er bemerkte, wie der Bürgermeister verächtlich auf den Boden spuckte, seinen Rücken anspannte, den Kopf hob und sie mit seinem hochmütigen Blick musterte. Er schien sagen zu wollen: »Verglichen mit mir seid ihr nichts wert. Ich stamme von einer adligen Familie ab. Meine Mutter ist Engländerin, und mein Bruder gehört zu den Regierenden dieses Landes.«

Haj Ismail duckte sich auf seiner Bank, er schien sich klein machen und dem Blick des Bürgermeisters ausweichen zu wollen. Er hatte mit ihm scherzen, ihm die neuesten Geschichten erzählen wollen, aber er besann sich schnell eines Besseren. Er sah ständig zwischen dem Foto, das den älteren Bruder des Bürgermeisters mit arrogantem Blick im Kreis der wichtigsten Männer des Landes zeigte, und seinem kleinen

Geschäft hin und her, wo ein paar rostige Konservenbüchsen auf morschen, staubbedeckten Regalen standen. Er wollte sich von diesem Vergleich losreißen, aber statt dessen fiel sein Blick auf den teuren Umhang des Bürgermeisters, und er befühlte den rauhen Stoff seiner eigenen *galabeya*.

Der Bürgermeister beobachtete Haj Ismail, als dieser das Glas Scherbett an den Mund setzte und in einem Zug leerte, als wäre es Rizinusöl. Er lachte laut auf, schlug ihm vergnügt auf die Schenkel und sagte: »Ihr Bauern trinkt den Scherbett, wie wir Medizin hinunterschlucken.«

Als Haj Ismail sah, wie vertraut der Bürgermeister mit ihm scherzte, verließ ihn das Gefühl, minderwertig und bedeutungslos zu sein, das ihn noch vor wenigen Augenblicken beherrscht hatte. Der Bürgermeister scherzte doch wirklich mit ihm, und war das nicht Grund genug, wieder Selbstvertrauen zu haben, zu glauben, daß sich die gesellschaftliche Kluft zwischen ihnen verringerte? Er fühlte sich geschmeichelt. Jetzt konnte auch er lachen und die Unterhaltung da wieder aufnehmen, wo der Bürgermeister sie unterbrochen hatte, um ihn bei guter Laune zu halten.

»Wir Bauern können den Scherbett nicht vom bitteren Geschmack der Arznei unterscheiden«, sagte er ausgelassen.

Der Bürgermeister antwortete nicht gleich, als wollte er über Haj Ismails Worte nachdenken. Dieser fühlte sich gleich wieder unbehaglich, seine eigenen Worte hallten in seinen Ohren wider. Und wenn der Bürgermeister ihn mißverstanden hatte?

»Hoheit, ich wollte damit sagen, daß im Mund eines Bauern alles bitter schmeckt«, fügte er hastig hinzu, um die Dinge richtigzustellen.

Der Bürgermeister schwieg beharrlich. Bestimmt hatte er etwas falsch gemacht, Haj Ismail war jetzt beinahe überzeugt, daß er mit seinen Worten zu weit gegangen war. Der

Bürgermeister konnte sie als eine Anspielung auf das schwere Leben der Bauern verstehen, und das hatte er natürlich nicht gemeint. Und es konnte ihn ebenfalls zu der noch gefährlicheren Schlußfolgerung veranlassen, Haj Ismail sei der Auffassung, das Interesse, das die Regierung am Wohlergehen der Bauern und für die Wahrung ihrer Rechte zeigte, sei nur vorgetäuscht. Und da er als Bürgermeister von Kafr El Teen die Regierung vertrat, konnte er diese Auffassung auch so interpretieren, daß er seine Stellung als verantwortlicher Beamter dazu benutzte, die Bauern auszubeuten, und das Geld, das er aus ihnen herauspreßte, für seinen aufwendigen Lebensstil und seinen ausgefallenen Geschmack in bezug auf Essen, Tabak, Wein und Frauen ausgab.

Ihm schwirrte der Kopf. Er verfluchte seine eigene Dummheit, denn er war vom Regen in die Traufe gekommen. Am besten machte er sich so klein wie möglich. Aber in genau diesem Augenblick sah er ein Glitzern in den Augen des Bürgermeisters, der zum Fluß blickte. Er drehte sich um, denn er wollte wissen, was seine Aufmerksamkeit erregte. Oben am Ufer ging ein hochgewachsenes Mädchen, das einen Wasserkrug auf dem Kopf balancierte. Sie hatte einen geschmeidigen Gang, und ihre großen schwarzen Augen blickten stolz geradeaus und erinnerten ihn an die Frauen in Kafrawis Familie.

Der Bürgermeister rückte mit dem Kopf näher an Haj Ismail und sagte: »Das Mädchen ähnelt Nefissa.«

Eilig antwortete Haj Ismail: »Es ist Nefissas jüngere Schwester.«

»Ich wußte gar nicht, daß Nefissa eine Schwester hat.«

Haj Ismail wußte, was im Kopf des Bürgermeisters vorging, und um sich bei ihm einzuschmeicheln, sagte er: »Eine ist hübscher als die andere.«

Der Bürgermeister blinzelte ihm zu und sagte mit einem leisen Lachen: »Aber die jüngste ist immer am appetitlichsten.«

Haj Ismail lachte laut auf und atmete tief durch Nase und Mund ein. Er war in gehobener Stimmung, und die Niedergeschlagenheit, die eben noch so stark auf ihm gelastet hatte, war verflogen. Jetzt war er sicher, daß der Bürgermeister sein Verhalten ihm gegenüber nicht ändern würde, weil sein Bruder der Regierung angehörte. Scherzte er nicht mit ihm wie mit seinesgleichen? Öffnete er ihm nicht sein Herz wie einem Freund?

Besänftigend flüsterte er dem Bürgermeister zu, wobei er mit den Augen zwinkerte: »Du hast recht, Hoheit, die jüngste macht immer am meisten Appetit.«

Der Bürgermeister schwieg. Seine Augen folgten der hochgewachsenen, schlanken Gestalt Zeinabs, während sie am Ufer entlangging. Ihr festes, rundes Gesäß zeichnete sich unter der langen *galabeya* ab. Ihre spitzen Brüste wippten bei jedem Schritt. Unter dem Rocksäum schauten zwei rosige, runde Fersen hervor.

Der Bürgermeister drehte sich um und wandte sich an den Polizeichef. »Ich kann um alles in der Welt nicht verstehen, wie Kafrawi seine vielen Töchter ernährt. Sieh sie dir an: sie strotzt nur so vor Gesundheit.«

Der Polizeichef lachte laut und heiser auf und verschluckte viel Luft dabei. Er hatte die ganze Zeit heimliche Qualen ausgestanden, weil er glaubte, die Gunst des Bürgermeisters verloren zu haben. Hatte dieser nicht ununterbrochen mit Haj Ismail geredet? Aber das war jetzt vorbei. Er fühlte plötzlich, wie seine Stimmung wechselte, und wurde wieder fröhlich.

»Sicher bestiehlt er die anderen. Ein Wort von dir, und wir bringen ihn hinter Gitter.«

Er erhob sich würdevoll und machte eine theatralische Bewegung mit dem Arm. Dann tat er, als rief er einen seiner Adjutanten zu sich: »Bursche, bring sofort Handschellen und Ketten her!«

Der Bürgermeister, den diese Posse belustigte, lachte schallend, und die drei Männer, die neben ihm saßen, folgten seinem Beispiel. Selbst Scheich Hamzawi sah sich gezwungen, die Wasserpfeife, die er voller Hingabe geraucht hatte, aus dem Mund zu nehmen und lauter zu lachen als die anderen.

Der Bürgermeister wartete, bis das Lachen verebbte, dann wandte er sich wieder an den Polizeichef.

»Nein, Scheich Zahran, Kafrawi ist kein Dieb.«

Jetzt hielt es Scheich Hamzawi für angebracht, sich einzumischen, und zwar so kategorisch, als rezitierte er Sprüche des Propheten Mohammed aus dem Heiligen Koran.

»Alle Bauern sind Diebe. Diebstahl liegt ihnen im Blut. Sie stellen sich unschuldig und dumm und fallen vor Allah in die Knie, als würde es ihnen nie einfallen, ungehorsam gegen ihn zu sein, aber in ihrem Innern sind sie gottlose, verworfene, sündige Ketzersöhne. In der Moschee mag sich ein Mann hinter mir zu Boden werfen, aber kaum ist er draußen auf dem Feld, bestiehlt er seinen Nachbarn oder vergiftet dessen Büffel, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.«

Er hielt einen Augenblick inne und beobachtete das Gesicht des Bürgermeisters. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß seine Worte auf fruchtbaren Boden fielen, fuhr er fort:

»Er könnte sogar einen Mord begehen oder Unzucht treiben.«

Der Polizeichef schlug seine Beine übereinander und schob dabei seine *galabeya* etwas höher, als wollte er seine neuen Stiefel vorzeigen und gleichzeitig zu verstehen geben, daß sich Scheich Hamzawi auf ein Gebiet vorwage, das ihm selbst vorbehalten war.

»Wenn von Mord und Unzucht die Rede sein soll, dann hat der Polizeichef ein Wörtchen mitzureden, aber...« Mit einschmeichelndem Lächeln wandte er sich an den Bürgermeister: »Sag mir, Hoheit, wo du doch so viel weißt, sind die Menschen in Kairo genauso wie die Menschen in Kafr El Teen?«

Scheich Hamzawi fuhr dazwischen: »Die Menschen sind heutzutage überall korrupt, Scheich Zahran. Du kannst lange vergeblich nach dem wahren Islam oder einem gottesfürchtigen Moslem suchen, es gibt sie nicht mehr.«

Er bemerkte den mißbilligenden Ausdruck auf dem Gesicht des Bürgermeisters und fügte eilig hinzu: »Angehörige der Oberschicht, die adliger Abstammung sind wie Seine Hoheit, der Bürgermeister, machen da natürlich eine Ausnahme.«

Angestrengt suchte er nach einem Koranvers, mit dem er seine Behauptung untermauern könnte, aber sein Kopf war vom vielen Rauchen dumpf geworden. Doch er ließ sich nicht beirren und beschränkte sich darauf, scheinheilig zu psalmodieren: »Allah macht es dir zur Pflicht, die Herkunft eines Mannes zu überprüfen, denn seine Wurzeln werden immer auf widrigem Weg in seine Seele finden.«

Der Bürgermeister sah den Scheich der Moschee mürrisch an. Warum hatte dieser Mann das Gespräch von Zeinabs rosigen Fersen abgelenkt und ein so ernstes Thema wie Religion und Glauben zur Sprache gebracht? Er lächelte Haj Ismail zu: »Sag du mir in deiner Eigenschaft als Heilkundiger unseres Dorfes, wie es möglich ist, daß ein dunkelhäutiger Teufel wie Kafrawi Töchter gezeugt hat, die weiß wie Sahne sind?«

Wieder mischte sich Scheich Hamzawi ein, denn er wollte die Erinnerung an den mißbilligenden Blick des Bürgermeisters verjagen, der ihm immer noch zu schaffen machte. Er psalmodierte: »Und Allah erschafft aus den Lenden

eines gottesfürchtigen Mannes eine korrupte Nachkommenschaft.«

»Du mußt mir deine Gedanken nicht verraten, Haj Ismail«, sagte der Bürgermeister, der Scheich Hamzawis Einwurf überhörte.

Der Dorfbarbier konnte nicht vergessen, daß der Bürgermeister ihn einen »Heilkundigen« genannt hatte. Es war, als ob man ihm den Dokortitel in Medizin verliehen hätte und ihn mit den Ärzten der Gegend auf eine Stufe stellte. Er richtete sich auf und sah mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin. Er setzte die Miene eines Wissenschaftlers auf, der die Geheimnisse des Lebens ergründet hat und über großes Wissen verfügt.

»Bei Allah, Hoheit, und Allah allein weiß es, es muß Nefissas Mutter nach Sahne verlangt haben, als sie mit dem Mädchen schwanger ging. Oder vielleicht war sie von einem weißen Teufel besessen!«

Ein unbändiges Lachen ergriff den Bürgermeister. Er warf den Kopf in den Nacken und machte seinem Vergnügen Luft, dann wandte er sich an den Polizeichef, als suche er jemand, der ihm zu Hilfe käme. Dieser erhob sich wieder und rief genauso theatralisch wie zuvor in die Nacht hinein:

»Bursche, bring sofort die Handschellen und Ketten her. Fang den Teufel, Bursche, und leg ihm das Eisen an.« Dann spuckte er in den Halsausschnitt seiner *galabeya* und flüsterte: »Mögen unsere Worte dich nicht erzürnen, allmächtiger Gott.«

Alle lachten, und am lautesten lachte Scheich Hamzawi, der glaubte, sich besonders anstrengen zu müssen, um das Eis zwischen sich und dem Bürgermeister zu brechen. Er lehnte sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm ins Ohr: »Es ist bekannt, daß die Frauen in Kafrawis Familie die Augen weit geöffnet haben und ziemlich frech sind, Hoheit.«

Der Bürgermeister lachte glucksend. »Sind nur ihre Augen weit geöffnet, Scheich Hamzawi?« fragte er halb im Ernst.

Wieder brachen sie in stürmisches Gelächter aus. Es wurde langsam über das unbewegliche Wasser des Flusses fortgetragen, und diesmal klang es sorglos, als hätten die Männer endlich ihre Verbitterung und Melancholie abgeschüttelt. Sogar der Bürgermeister fühlte sich besser. Er hatte die Bitterkeit verscheucht, die ihn überfallen hatte, als er das Foto seines Bruders in der Zeitung entdeckte. Jetzt hatte er nicht länger das Bedürfnis, sich ablenken und unterhalten zu lassen. Er gähnte mit offenem Mund, wobei zwei Reihen langer, weißer Zähne zum Vorschein kamen, die aussahen wie die Fangzähne eines Fuchses oder eines Wolfs. In einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, sagte er: »Gehen wir!«

Er stand auf, und im Nu waren auch die drei anderen Männer auf den Beinen.

### III

Sie legte Steine und Kiesel im Graben an der Böschung des Flußufers übereinander, bedeckte sie mit Sand und glättete die Oberfläche mit den Händen. Dann setzte sie sich hin, den Rücken an einen Maulbeerbaum gelehnt. Die Erde kühlte ihre heiße Haut. Aus dem Baum schien Feuchtigkeit in ihren schmerzenden Rücken zu fließen. Sie preßte ihre Stirn und ihre Wangen gegen den Stamm und leckte mit trockener Zunge den herausfließenden Saft ab.

Der feuchte Baumstamm weckte eine frühe Erinnerung in ihr, ein vertrautes Gefühl. Es war, als flösse Milch aus einer warmen, nassen Brustwarze in ihren Mund. Ein Schweißtropfen fiel von ihrer Stirn auf die Nase. Sie wischte ihn mit dem Ärmel ab, dann rieb sie sich die Augen, aber sie waren trocken. »Möge Allah sich deiner erbarmen, Mutter.«

Sie sah zum Himmel hoch, und das Morgenlicht fiel in ihre großen schwarzen Augen. Sie hielt nie den Blick gesenkt, und auch beim Gehen sah sie nie zu Boden. Wie ihre Tante Zakeya hatte sie einen stolzen, zornigen Blick, aber es stand keine Herausforderung in ihm, Angst schien ihn zu trüben, und sie wirkte verloren. Ihr Blick wanderte über den unendlichen Himmel, tauchte in seine Tiefe. In weiter Ferne sah sie den Horizont, eine dunkle Linie, wo Himmel und Erde sich trafen. Hinter ihrem Rücken stieg langsam die rote Sonnenscheibe höher und verströmte ihr Licht über die Welt. Ein Schauer überlief ihren Körper. War es die noch nachwirkende Kälte der Nacht oder die Angst vor dem Kommenden? Sie wußte es nicht. Sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Kopftuch, um es vor dem Licht zu schützen. Der Fluß vor ihren Augen lag da wie

immer, und seine Ufer erstreckten sich endlos weit. Sie sah zurück, und was sie sah, unterschied sich nicht von dem, was vor ihr lag. Irgendwo in dieser endlosen Weite war ihr Dorf. Und als wäre sie zurückgekehrt oder als hätte sie es nie verlassen, erinnerte sie sich an ihre Lehmhütte gleich neben der ihrer Tante Zakeya, an das hohe Tor mit den Eisenstäben auf der anderen Straßenseite, hinter dem sich das große Haus vor neugierigen und kritischen Blicken versteckte.

Als sie klein war, kroch sie auf allen vieren über die staubige Straße, und wenn sie den Kopf hob, sah sie die Eisenstäbe wie lange schwarze Beine langsam auf sich zukommen, sie schienen sie mit ihrem Gewicht erdrücken zu wollen. Erschrocken schrie sie auf, und sofort griffen zwei kräftige Arme nach ihr und hoben sie hoch. Sie vergrub ihr Gesicht in dem schwarzen Gewand, das sich vertraut und rauh anfühlte und nach Teig und Hefe roch. Wenn sie sich an die Brust schmiegte, steckte ihr die Mutter eine reife Maulbeere, süß und weich, in den Mund. Und mit der Frucht, die ihren Mund mit dem Geschmack füllte, den sie so sehr mochte, schluckte sie die Tränen.

Der Anblick der Eisenstäbe hatte ihr seit jeher Angst eingejagt. Die Erwachsenen redeten oft von dem Tor mit den Eisenstäben, aber sie näherten sich ihm nie, und wenn sie an ihm vorbeigehen mußten, wechselten sie heimlich auf die andere Straßenseite und senkten die Stimmen. Der Ausdruck in ihren Augen, Stolz, Zorn oder auch Grausamkeit, verwandelte sich umgehend in demütige Ergebenheit, als würden sie sich plötzlich in ihr Schicksal fügen. Sie senkten die Köpfe und blickten zu Boden, und in ihren Augen war keine Spur von Zorn oder Rebellion mehr zu sehen.

Als sie laufen konnte, durfte sie zum Feld gehen. Entweder trieb sie den Esel an oder sie zog den Büffel an einem langen Strick hinter sich her, und er folgte ihr überall hin. Jeden Tag ging sie mit einem Tonkrug auf dem Kopf am Nil entlang bis zur Biegung des Flusses, wo die Mädchen die Krüge mit Wasser füllten. Sie vermied es, am Eisentor vorbeizugehen und machte einen Umweg um das halbe Dorf, um zum Wasserplatz zu gehen. Inzwischen wußte sie, daß hinter dem Eisentor ein großer Hof lag und dahinter das große Haus des Bürgermeisters in einem Garten mit Bäumen und Blumen. Aber in ihrer Vorstellung verbarg sich ein riesiges Ungeheuer hinter dem Tor, ein gräßlicher Teufel mit zwanzig Beinen, der sie zu Tode trampeln würde, falls sie einmal nicht achtgab.

Als sie älter war, nahm sie den direkten Weg zum Fluß, obwohl er an dem Eisentor vorbeiführte. Sie war alt genug, um zu wissen, daß sich keine Teufel dahinter versteckten und daß der Bürgermeister mit seiner Frau und seinen Kindern in dem großen Haus wohnte. Doch wenn vom Bürgermeister die Rede war, fuhr ihr immer ein Schauer über den Rücken. Die Jahre gingen vorbei, aber der Schauer blieb, auch wenn sie ihn in ihrem Innern kaum mehr wahrnahm.

Eines Tages befahl ihr der Vater, am nächsten Morgen nach dem Frühstück zum Haus des Bürgermeisters zu gehen. In der Nacht machte sie kein Auge zu. Sie war damals erst zwölf Jahre alt, und sie verbrachte die dunklen Nachtstunden damit, sich die Zimmer im Haus des Bürgermeisters auszumalen. Ein Badezimmer aus weißem Marmor, von dem ihr die Nachbarskinder erzählt hatten, tauchte vor ihren Augen auf. Sie hatten auch erzählt, daß der Bürgermeister jeden Abend in Milch badete. Und sie stellte sich vor, daß seine Frau eine weiche, weiße Haut hatte und mit nackten Beinen durch das Haus ging. Der Sohn sollte ein eigenes Zimmer voller Gewehre, Panzer und Flugzeuge besitzen, die wirklich fliegen

konnten. Auch der Bürgermeister erschien immer wieder vor ihren Augen, so wie sie ihn einmal gesehen hatte, als er in seinem weiten schwarzen Umhang zwischen den Männern aus dem Dorf die Straße entlangging. Wenn sie ihm danach begegnete, war sie immer ins Haus gelaufen.

Am nächsten Morgen, bevor sich die Morgenröte über dem Himmel ausbreitete, stand sie auf, wusch ihr Haar, scheuerte ihre Fersen mit einem Stein, zog eine saubere *galabeya* an und verhüllte ihren Kopf mit einem schwarzen Schleier. Sie setzte sich hin und wartete auf Scheich Zahran, der sie zum Haus des Bürgermeisters bringen sollte. Aber als er kam, lief sie davon und versteckte sich auf dem Ofen. Sie jammerte und weinte in ihrem Versteck und wollte sich nicht von der Stelle bewegen. Als sie einmal tief Luft holte, hörte sie den Polizeichef sagen: »Unser Bürgermeister ist ein großzügiger Mann, und seine Frau stammt aus einer angesehenen Familie. Du bekommst zwanzig Piaster am Tag. Du bist ein dummes Mädchen ohne jeden Verstand. Wie kannst du das Gute zurückweisen, das dir bevorsteht? Willst du lieber hungern und arm sein, statt ein bißchen zu arbeiten?«

»Ich arbeite hier im Haus meines Vaters, Scheich Zahran, und ich arbeite den ganzen Tag auf dem Feld«, antwortete sie schluchzend aus ihrem Versteck auf dem Ofen. »Ich bin nicht faul, aber ich will nicht im Haus des Bürgermeisters arbeiten.«

Der Polizeichef gab es auf, sie zum Herunterkommen zu überreden. Er sagte: »Tut, was euch gefällt. Du scheinst das Gute, das Allah dir tun will, nicht zu verdienen. Hunderte von Mädchen würden die Gelegenheit, beim Bürgermeister zu arbeiten, beim Schopf fassen. Aber er hat deine Tochter ausgesucht, Kafrawi, weil er glaubt, daß du ein guter, ehrlicher Mann bist und sein Vertrauen verdienst. Was wird er sagen, wenn er erfährt, daß du sein Angebot ausschlägst?«

»Ich bin bereit, es anzunehmen, Scheich Zahran, aber du kannst doch sehen, daß das Mädchen nicht will«, antwortete Kafrawi.

»Das Mädchen entscheidet also, was in deinem Haus geschieht?« rief Scheich Zahran erhitzt aus.

»Nein, hier entscheide ich. Aber was soll ich tun, wenn sie keine Vernunft annimmt?«

»Was soll ich tun? Wie kann ein Mann eine solche Frage stellen?« sagte Scheich Zahran und wurde immer aufgeregter. »Schlage sie. Weißt du nicht, daß Mädchen und Frauen erst gehorchen, wenn sie geschlagen werden?«

Also rief Kafrawi mit entschlossener Stimme: »Nefissa, komm sofort herunter!«

Als Nefissa keine Anstalten machte, ihm zu gehorchen, stieg er auf den Ofen, schlug sie mehrmals und zog sie so lange an den Haaren, bis sie endlich nachgab. Wortlos übergab er sie Scheich Zahran.

Das Rattern von Holzrädern drang an ihre Ohren. Sie drehte sich um und sah einen Karren, der von einem alten, müden Esel gezogen wurde, langsam auf sich zukommen. Der Esel schüttelte plötzlich seinen Kopf und stieß einen langgezogenen, klagenden Schrei aus. Der Karren hielt neben ihr an. Sie sah Tränen in den Augen des Esels. Der Mann auf dem Karren starrte sie an, und sie versteckte ihr Gesicht hinter dem Schleier. Sie kannte ihn nicht aus Kafr El Teen und war beruhigt. Sie rief ihm zu: »Onkel, nimmst du mich nach Al Ramla mit?«, und stand auf.

Der Mann betrachtete sie, wie sie so am Flußufer stand, und ihm fiel die Wölbung ihres Bauchs auf. Ein Verdacht stieg in ihm auf. Aber als sie ihm direkt ins Gesicht sah und er den Zorn und den Stolz in ihren Augen bemerkte, verflog sein

Verdacht. Ihre Bewegungen waren langsam, als wäre sie erschöpft, aber sie hielt sich gerade.

Mit schroffer Stimme sagte er: »Steig auf.«

Sie schwang sich auf den Karren und setzte sich neben ihn, ihre. Augen waren auf die Straße gerichtet, sie schwieg. Nach einer Weile fragte er mit einem schnellen Seitenblick auf ihren Bauch: »Besuchst du deinen Mann in Al Ramla?«

Ohne die geringste Regung in den Augen sagte sie: »Nein.«

Er schwieg eine Weile, bevor er sie weiter ausfragte. »Ist dein Mann in Kafr El Teen geblieben?«

Sie blickte ungerührt vor sich auf die Straße und antwortete: »Nein.«

Jetzt wurden seine Blicke direkter. Er betrachtete ihre großen, rauen Hände, die in ihrem Schoß lagen. Sie trug keine Armreifen. Sie ist die Tochter eines Bauern und ans Hacken und Pflügen gewöhnt, dachte er. Doch als sie ihn ansah, entdeckte er in ihren Augen etwas, das er bei Frauen aus armen Bauernfamilien noch nie gesehen hatte. Es war nicht nur Zorn, und es war nicht nur Stolz. Es war etwas Mächtigeres. Plötzlich mußte er daran denken, wie er als Kind den Zaun vor dem Haus des Bürgermeisters hochgeklettert war und dessen Tochter auf einmal vor ihm gestanden hatte. Im selben Moment schlug ihm der Polizeichef des Dorfes mit seinem Stock auf die Schulter, und er stieg, so schnell er konnte, wieder herunter. Während seiner ganzen Kindheit träumte er davon, in ihre Augen zu sehen. Er hatte nie begriffen, warum dieser Wunsch so stark war. Er erzählte niemandem etwas davon. Der Wunsch war so seltsam, so verrückt, so unerhört, daß er nicht wagte, ihn auszusprechen.

Er wandte sich zur Seite und sah sie an. Ihre Blicke begegneten sich und hielten einander stand. Sie sah nicht an ihm vorbei, wie es die anderen Mädchen von Kafr El Teen oder El Ramla an ihrer Stelle getan hätten. Er konnte sich den

Ausdruck in ihren Augen nicht erklären und sah wieder auf die Straße vor sich. Er schlug mit den Zügeln auf den Rücken des Esels und dachte: »Sie macht nicht den Eindruck, als wäre sie davongelaufen. Und sie scheint auch keine Angst zu haben.«

Wieder fiel sein Blick auf sie. An ihren nackten Füßen klebte getrockneter Schlamm. Er fragte: »Kommst du von weit her?«

Sie blickte weiter auf die Straße vor sich und antwortete: »Ja.«

Er gab sich mit ihrer Antwort nicht zufrieden. »Bist du die ganze Nacht gelaufen?«

»Ja.«

Er verstummte. Er konnte nicht glauben, daß diese junge Frau die ganze Nacht allein über staubige Straßen und Felder gegangen war, in denen sich Füchse, Wölfe und Banditen versteckt hielten. Eine Weile sagte er nichts und achtete auf die Straße, die vor ihnen lag. Er schien das Problem von allen Seiten zu betrachten, bevor er leise sagte: »Die Nacht ist gefährlich.«

Er hatte diese Worte absichtlich mit einer sonderbaren Stimme ausgesprochen, als wollte er sie erschrecken und Angst in ihren Augen sehen. Aber sie starrte weiter geradeaus auf den Horizont und den Weg, der vor ihnen lag.

»Die Nacht ist sicherer als der Tag, Onkel«, sagte sie.

Er schwieg. Sein Gesicht war unbewegt wie bei einem geschlagenen Kind, das seinen Schmerz und seine Tränen verbirgt. Er fühlte einen Druck in seiner Brust und hatte das starke Verlangen zu weinen, das er seit langer Zeit unterdrückte, seit dem Tag, als der Polizeichef ihn mit seinem Stock geschlagen hatte. Hätte sie ihn in diesem Augenblick angesehen und ihm zugelächelt, dann hätte er seinen Kopf an ihre Brust gelegt und wie ein Kind geweint. Hätte er bei den heftigen Schwankungen des Karrens auch nur die leiseste Regung in ihren Augen bemerkt, dann hätte er sich einen

Moment lang erleichtert gefühlt. Aber in ihren Augen regte sich nichts, und sie lächelten auch nicht. Sie sah ihn nicht einmal an, als hätte sie seine Anwesenheit vergessen. Und wenn sie ihn doch einmal ansah, hatte er das Gefühl, daß sie an etwas anderes dachte, etwas Wichtiges, Bedeutendes, mit dem verglichen er für sie kaum mehr als Fliegendreck bedeutete. Er holte ein Stück Kautabak aus seiner Tasche hervor, oder vielleicht war es ein Stückchen Haschisch oder Opium. Er steckte es in den Mund. Sein Speichel schmeckte bitter, er schluckte mehrmals, und dann begann er kräftig zu husten, als wollte er ein uraltes Gefühl der Erniedrigung loswerden. Er senkte den Kopf, tieftraurig wie jemand, der soeben begriffen hat, daß Erniedrigung das einzige Gefühl ist, das er kennt und das er Tag und Nacht mit sich herumschleppt.

Er preßte die Lippen zusammen und schlug mit seinem langen Stock auf den alten Esel ein, so wie es der Polizeichef mit den Kindern armer Eltern machte, wenn sie nach der Schule beim Spielen erwischt wurden. Er hatte es plötzlich eilig, nach Al Ramla zu kommen und diese lästige junge Frau so bald wie möglich loszuwerden.

Der Holzkarren kam auf der gewundenen Straße nur langsam voran, er schwankte stark von einer Seite zur anderen, und es sah aus, als würde er gleich ein Rad verlieren und zusammenbrechen. Sie hörte den Esel schnaufen und keuchen. Sein Atem war langsam und monoton wie eine Uhr, wie das Holpern der Holzräder, die sich unentwegt drehten, wie der Herzschlag in ihrer Brust und in ihrem Bauch, auch kurz vor dem Zusammenbruch.

Sie beobachtete, wie die Sonne am Himmel aufging. Sie beobachtete, wie sie die Felder nach und nach hinter sich ließen und wie vor ihnen die Lehmhütten am Flußufer auftauchten und wie Erdhügel aus dem Boden wuchsen. Es kamen immer mehr Frauen in Sicht, die mit ihren

Wasserkrügen auf dem Kopf mit bedächtigen Schritten hintereinander am Ufer entlanggingen. Dann war ein Summen zu hören, denn die Kinder waren aufgewacht, und die Fliegen schwärmten durch die Straßen und über den Hütten. Büffel trotteten in langen Reihen voran und wirbelten Staubwolken auf, und neben ihnen gingen kleinere Gruppen von Männern und Frauen, die Hacken auf den Schultern trugen und ununterbrochen gähnten. Der Gedanke, daß ein neuer Tag anbrach, schien sie noch müder zu machen.

Einen Moment lang glaubte sie, wieder dort zu sein, von wo sie aufgebrochen war, zurück in Kafr El Teen. Sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Schleier, aber der Mann neben ihr sagte mit böser, heiserer Stimme: »Steig ab.«

»Sind wir in Al Ramla, Onkel?« fragte sie.

»Ja«, antwortete er, ohne sie anzusehen.

Sie stützte sich mit einem Arm ab und stieg vom Holzkarren, der sich plötzlich unter dem Gewicht ihres Körpers zu einer Seite neigte, jedoch sofort wieder ins Gleichgewicht kam, als ihre Füße den Boden erreichten. Der Karren war leichter und würde schneller vorankommen, dachte er, und er fühlte sich wie von einer Last befreit. Er hörte sie mit schweren Schritten über die Straße gehen und gab dem Esel mehrere Schläge mit dem Stock. Der Karren fuhr langsam weiter. Er wollte sich umdrehen und einen letzten Blick auf sie werfen, aber er besann sich anders. Die Augen auf den Horizont gerichtet, schlug er noch einmal auf den Esel ein, der stolpernd und keuchend den Karren hinter sich herzog, und die Räder nahmen ihr langsames, monotones Holpern wieder auf.

Nefissa sah den Karren hin und her schwanken und blickte auf den schmalen, knöchigen Rücken des Mannes, der sie an ihren Vater erinnerte. Bald war der Karren aus ihrem Blickfeld verschwunden, aber das Knarren der Räder und der erstickte, keuchende Atem des Esels hallten in ihren Ohren. Hin und

wieder wurden diese Geräusche von einem rasselnden Husten übertönt; ihr Vater hatte genauso gehustet, wenn er vor der Hütte saß und den Rauch aus seiner Wasserpfeife tief einatmete.

Bei der Moschee bog sie nach rechts ab und kam nach einer Weile an ein unbebautes Gelände, wie Om Saber es ihr beschrieben hatte. In der hintersten Ecke stand ein kleines Lehmhaus mit einer großen Holztür, die einen hölzernen Klopfer hatte. In der Nähe war eine Wasserpumpe. Sie setzte sie in Gang und trank das Wasser aus der Hand. Dann ging sie zur Tür, nahm den Klopfer und ließ ihn mehrmals vorsichtig fallen. Sie hörte die gedehnte, ordinäre Stimme einer Frau antworten, die sie an Nafoussa, die Tänzerin von Kafr El Teen, erinnerte.

»Wer ist da?«

»Ich bin es«, sagte Nefissa und brachte nicht mehr als ein Flüstern hervor.

Die gedehnte, ordinäre Stimme rief laut zurück: »Und wer bist du?«

»Ich bin Nefissa«, sagte sie.

»Nefissa und wie weiter?« fragte die Frau beharrlich.

Sie wischte sich einen Schweißtropfen von der Nase und antwortete: »Tante, Om Saber schickt mich zu dir.«

Jetzt blieb es still. Sie hörte ihr Herz klopfen, und ihr Atem ging schwer. Sie starrte auf die Tür, die sich plötzlich wie von Geisterhand öffnete.

Reglos wie eine Statue stand sie da. Aber als sie über die Schwelle trat, fühlte sie, daß sie am ganzen Körper zitterte.

## IV

Kurz bevor der erste Hahnenschrei durch die dunkle Stille drang, schlug Fatheya die Augen auf. Vielleicht waren ihre Augen bereits einige Zeit offen und sie hatte es nur nicht bemerkt. Ihr Ehemann lag mit offenem Mund auf dem Rücken und schnarchte laut und heftig. Sein Atem roch stark nach Tabak, und in seiner Brust war ein Pfeifen, als hätte sich über Nacht viel Schleim in ihr angesammelt.

Sie stieß ihn mit der Faust leicht an die Schulter, um ihn zu wecken, aber er drehte ihr den Rücken zu und murmelte in seinem Schlaf unverständlich vor sich hin. Wieder zerriß ein Hahnenschrei die Stille. Jetzt kniff sie ihn fest in die Schulter.

»Scheich Hamzawi, der Hahn ist aufgewacht und hat zum Gebet gerufen, und du schnarchst noch immer«, sagte sie gereizt.

Scheich Hamzawi öffnete die Augen und preßte die Lippen fest zusammen, denn er hatte beschlossen, auf ihre verbalen und handgreiflichen Attacken, die bereits am frühen Morgen einsetzten, nicht mehr zu reagieren. Wortlos stand er auf. Seine Frau Fatheya war anders als seine früheren Frauen, von denen keine gewagt hätte, ihm direkt ins Gesicht zu sehen und etwas Ungehöriges zu ihm zu sagen oder ihn mit anderen Männern in Kafr El Teen zu vergleichen, geschweige denn mit einem Hahn, der vor wenigen Augenblicken gekräht hatte und ihrer unverschämten Anspielung zufolge besser war als er.

Aber jetzt war es ihm gleichgültig, wie sie sich benahm, selbst wenn sie so weit ging und ihn mit einem Hahn auf eine Stufe stellte. Wichtig war allein, daß es ihm gelungen war, sie gegen ihren Willen zu heiraten, und daß er sie gezwungen

hatte, die ganzen Jahre mit ihm zu leben, obwohl Haj Ismails Mixturen und Amulette für die Wiederherstellung oder zeitweilige Belebung seiner Männlichkeit ohne jede Wirkung geblieben waren.

Er hatte sie zum ersten Mal gesehen, als er wie gewöhnlich vor Haj Ismails Geschäft saß. Er beobachtete ihren biegsamen Körper, als sie mit einem Tonkrug auf dem Kopf am Ufer entlangging. Er wandte sich an Haj Ismail und fragte: »Wer ist das Mädchen da drüben?«

»Das ist Fatheya, die Tochter von Masoud.«

»Ihr Vater ist also ein armer Mann und wäre sicher froh, wenn er mich in seine Familie aufnehmen könnte.«

»Soll das heißen, daß du sie heiraten willst, Scheich Hamzawi?«

»Warum nicht? Ich bin dreimal verheiratet gewesen und habe immer noch keinen Sohn. Ich muß einen Sohn bekommen, bevor ich sterbe.«

»Aber sie ist so jung, daß sie deine Enkelin sein könnte«, sagte Haj Ismail. »Und woher willst du wissen, ob sie nicht wie deine ehemaligen Frauen kinderlos bleiben wird?«

Scheich Hamzawi senkte den Kopf und schwieg, und die Perlen seiner Gebetskette liefen wie aus eigenem Antrieb durch seine Finger. Haj Ismail warf ihm ein verständnisvolles Lächeln zu. Dann lachte er laut auf und sagte: »Es sieht so aus, als hätte das Mädchen dir den Kopf verdreht, Scheich Hamzawi.«

Der Scheich lächelte still vor sich hin und sah den Dorfbarbier mit glänzenden Augen an. »Es stimmt, daß ihr Anblick meine Sinne belebt. Ich habe immer Frauen wie sie gemocht.«

»Fraulich ist sie durchaus. Ihre Augen brennen vor Verlangen. Aber glaubst du, daß du sie in Schach halten kannst, Scheich Hamzawi? Glaubst du, daß ein Mann in deinem Alter mit ihr fertig wird?«

»Ich kann nicht nur sie zufriedenstellen, sondern wenn notwendig auch ihren Vater«, erwiderte der Scheich. »Bei einem Mann zählt nur, was er in der Tasche hat.«

»Und was wirst du tun, wenn die Jahre vergehen und sie dir keinen Sohn schenkt?« forschte Haj Ismail.

»Allah ist groß, Haj Ismail. Ich habe schwere Zeiten durchgemacht, aber sie werden bald vorbei sein. Gott wird mir seinen Geist einhauchen und mir Kraft geben.«

Haj Ismail lachte laut. »So etwas kannst du den anderen erzählen, aber nicht mir, Scheich Hamzawi. Du hörst nicht auf, dich über deinen Zustand zu beklagen. Wie soll Allah dir Kraft geben? Willst du damit sagen, daß Gott...«

Scheich Hamzawi fiel ihm schnell ins Wort. »Allah kann tote Knochen mit Leben erfüllen, Haj Ismail. Und du selbst hast mir gesagt, daß ich geheilt werden kann.«

»Aber du hast nicht auf meinen Rat gehört und dich nicht an die Behandlung gehalten, die ich dir verschrieben habe. Du tust, was die Ärzte sagen, und bezahlst ihre teuren Medikamente. Dabei habe ich dir gesagt, daß die Ärzte nichts wissen und ihre Rezepte nichts nützen. Aber du wolltest mir nicht glauben. Und was hast du nun davon? Du hast dein Geld verschwendet und bist nicht einen Schritt weiter gekommen. Widersprich mir, wenn ich mich irre.«

»Ja, ja, Haj Ismail, aber wenn man lernen will, muß man einen hohen Preis zahlen. Jetzt weiß ich, daß alle Ärzte Ignoranten und Betrüger sind und du der einzige wirkliche Arzt im Dorf bist. Von heute an lasse ich mich nur noch von dir behandeln. Aber du mußt mir helfen, Masouds Tochter Fatheya zu heiraten. Wenn du das tust, wird Allah dich

großzügig belohnen, weil du dem Mann, der die heilige Moschee hütet und Gottes Lehren in diesem Dorf verbreitet, einen großen Dienst erwiesen hast.«

Haj Ismail lachte laut auf. »Meine Kinder und ich wären längst verhungert, wenn wir auf Allahs Belohnung gewartet hätten.«

»Natürlich werde ich dich bezahlen, und zwar ansehnlich, du kennst mich doch«, antwortete Scheich Hamzawi schnell.

»Ich weiß, daß du ein großzügiger Mann bist und aus einer großzügigen Familie kommst. Wichtiger ist jedoch, daß du der Mann in unserem Dorf bist, der den Glauben verteidigt und unsere Tugend bewacht. Deshalb mußt du dich in Allahs Hände geben. Ich werde mich der Sache annehmen, darauf kannst du dich verlassen. Aber du mußt tun, was ich dir gesagt habe, und ständig warmes Wasser, Salz und Zitrone anwenden. Verbrenne jede Nacht dein Räucherwerk, so daß am Morgen nichts mehr übrig ist, und danach nimm die Gebetskette in die Hand und sprich Allah neunundneunzigmal deinen Dank aus. Danach verfluche deine erste Frau dreiunddreißigmal, denn warst du nicht ausgesprochen potent, als du sie geheiratet hast?«

Scheich Hamzawis Stimme klang verzweifelt: »Ich war stark wie ein Pferd.«

»Es ist ihr gelungen, dich zu behexen, und ich weiß, wer ihr das Amulett gemacht hat. Der Mann ist nicht aus Kafr El Teen, aber ich kenne das Geheimnis seines Zaubers und weiß, wie ich ihn zerstören kann. Am wichtigsten ist jetzt, daß du meinen Rat befolgst, dann wird Allah dir seinen Segen erteilen.«

Scheich Hamzawi fragte mit kaum hörbarer Stimme: »Wann werde ich die Hochzeitsnacht mit Fatheya verbringen?«

»Bald, sehr bald, wenn Allah so will.«

»Und was muß ich tun, um einen Sohn zu bekommen, Haj Ismail? Ist das wirklich unmöglich?«

»Nichts ist unmöglich, wenn es Allahs Wille ist. Du bist ein Gottesmann und solltest das wissen. Wie kannst du vergessen, daß Allah allmächtig ist?«

Scheich Hamzawi ließ seine Gebetskette durch seine Finger gleiten und stöhnte: »Sein Name sei gepriesen. Sein Name sei gepriesen.«

Scheich Hamzawi stützte sich mit der Hand an der Wand ab und erhob sich langsam. Die Gebetskette schwang hin und her, als er wiederholte: »Sein Name sei gepriesen.« Er zog seinen Kaftan an und die *jiba* darüber und setzte sich den Turban auf den Kopf, wobei er ununterbrochen vor sich hin murmelte. Sein magerer Körper schien sich unter einer schweren Last zu beugen, als er zur Haustür schlurfte. Er hörte, wie Fatheya leise stöhnte. Er wußte nicht, was in der letzten Zeit mit ihr los war. Sie hatte sich verändert, sie geriet nicht einmal mehr in Wut über ihn und blieb den ganzen Tag im Bett liegen. Sie bestand nicht länger darauf, ihre Tante zu besuchen, vielleicht, weil es ihn jedes Mal rasend machte und er versuchte, sie am Verlassen des Hauses zu hindern. Die Frau von Scheich Hamzawi, hatte er ihrem Vater erklärt, habe sich anders zu verhalten als die Frauen anderer Männer. Ihr Ehemann habe die Aufgabe, Allahs Lehren zu verbreiten und die Tugend und Frömmigkeit der Dorfgemeinde zu schützen. Die Frau eines solchen Mannes dürfe nicht von jedermann gesehen werden. Bis auf Gesicht und Hände müsse ihr Körper sogar vor den nächsten Verwandten verborgen bleiben. Sie habe in seinem Haus zu leben, wo ihr die Fürsorge und der Respekt entgegengebracht würden, wie sie es verdiente, und sie dürfe nur zweimal gesehen werden: am Tag, an dem sie aus dem Haus des Vaters in das Haus ihres Mannes überwechselte, sowie an dem Tag, an dem sie das Haus ihres Mannes gegen ein Grab auf dem Friedhof eintauschen würde. Ansonsten...

Der Vater hatte in frommem Einverständnis mit dem Kopf genickt und gesagt: »Scheich Hamzawi, kein Mann wird mehr geachtet und geschätzt als du«, und dann gab er seine Einwilligung.

Aber Fatheya hatte auf dem Ofen Zuflucht gesucht und gab keine Antwort, trotz aller Versuche, sie zur Vernunft zu bringen.

»Gott wird dich vor der sengenden Sonne auf dem Feld bewahren, vor Schmutz und Dung, vor den Mahlzeiten aus trockenem Brot und Salzgurken. Statt dessen wirst du die Tage damit verbringen, im Schatten zu ruhen und Weißbrot und Fleisch zu essen. Du wirst die Frau von Scheich Hamzawi sein, der sein Leben der Anbetung Gottes und seinen Aufgaben in der Moschee geweiht hat, der die Gemeinde beim Gebet leitet und ein frommes Leben führt«, sagte Haj Ismail laut, damit alle Menschen in der Nachbarschaft hörten, was vor sich ging.

Aber Fatheya war in ihrem Versteck geblieben und wollte nicht antworten.

Haj Ismail hatte sich zu ihrem Vater umgedreht und ihn wutentbrannt gefragt: »Und was tun wir jetzt, Masoud?«

»Du siehst doch selbst, Haj Ismail, daß das Mädchen nicht will.«

»Soll das heißen, daß in deinem Haus das Mädchen entscheidet, was getan wird?«

»Was soll ich denn tun?«

»Was du tun sollst?« hatte Haj Ismail zornig gerufen. »Ist das eine Frage für einen Mann? Schlag sie, Bruder, schlag sie einmal, zweimal, dreimal. Weißt du nicht, daß man Mädchen und Frauen nur mit einer guten Tracht Prügel einsichtig machen kann?«

Masoud hatte einen Augenblick geschwiegen und dann gerufen: »Fatheya, komm sofort herunter.«

Als die Antwort ausblieb, war er auf den Ofen gestiegen, hatte sie an den Haaren hervorgezogen und so lange geschlagen, bis sie herunterkam. Darin hatte er sie Haj Ismail übergeben, und noch am selben Tag wurde sie mit dem frommen, alten Scheich verheiratet.

Scheich Hamzawi umklammerte seinen Stock und öffnete die Haustür. Fatheya lauschte angestrengt auf das Tappen seines Stocks auf der anderen Seite der Wand. Wie gut sie dieses Tappen kannte! Seit ihrer Hochzeitsnacht dröhnte es ihr in den Ohren. Es ist durch das große grobe Tuch in ihren Körper und ihren Kopf gedrungen, als sie auf dem Esel zum Haus von Scheich Hamzawi ritt. Ihr Vater hatte eine neue *galabeya* an, und die *daya* Om Saber, die Hebamme des Dorfes, trug ein langes schwarzes Kleid. Sie konnte die alte Frau nicht sehen, weil das Tuch um ihren ganzen Kopf gewickelt war. Sie sah überhaupt nichts, aber sie spürte den brennenden Schmerz zwischen ihren Beinen, ausgelöst durch den Finger der *daya*, der in sie eingedrungen war, worauf das Blut warm und klebrig aus ihr floß. Das weiße, blutbefleckte Handtuch und die Wunde, die der Fingernagel der Frau zurückgelassen hatte, sah sie nicht. Aber sie spürte, daß ihr Jungfernhäutchen zerrissen war, und in ihren Ohren dröhnten die Trommelschläge, die Freudenschreie und die hohen, schrillen Stimmen der Frauen.

Sie fuhr mit der Hand unter den Schleier und wischte sich den Schweiß vom Gesicht, aber er floß unaufhörlich von den Haarwurzeln über ihren Nacken, ihre Brust und ihren Rücken. Die rauhe Decke, auf der sie saß, wurde immer feuchter. Mit jedem Schritt, mit jedem Trommelschlag hob und senkte sich der Rücken des Esels und rieb gegen ihre Wunde, und das tat so weh, daß sie jedesmal den Mund zu einem stummen Schrei öffnete.

Die warmen Blutstropfen vermischten sich mit dem Schweiß, der über ihren Körper rann, und die raue Decke zwischen ihren Beinen war vollkommen durchnäßt.

Als sie vor dem Haus des frommen und gottesfürchtigen Mannes ankamen, der jetzt ihr Ehemann war, wurde sie vom Esel gehoben, aber ihre Beine versagten, sie fiel den Umstehenden in die Arme und wurde wie ein Sack ins Haus getragen.

Als sie die feuchte, abgestandene Luft roch, wußte sie, daß sie jetzt nicht mehr im Freien, sondern im Haus war. Und weil sie überzeugt war, daß Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit einen angenehmen Geruch hatten, machte sie ihre Nase dafür verantwortlich, daß es so stank wie in einer Latrine. Sie wußte nicht, was mit ihr nicht stimmte, aber seit ihrer Kindheit hatte sie das Gefühl, daß sie etwas Unreines an sich hatte, daß ihr Körper irgendwie unsauber und schlecht war. Eines Tages war Om Saber ins Haus gekommen, und man sagte ihr, die alte Frau würde das Schlechte, Unsaubere aus ihr herauschneiden. Das hatte ein überwältigendes Glücksgefühl in ihr ausgelöst. Damals war sie erst sechs Jahre alt gewesen.

Om Saber tat, was von ihr erwartet wurde, und ließ sie mit einer kleinen Wunde zwischen den Beinen zurück, die tagelang blutete. Doch obwohl sie bald verheilte, war an ihrem Körper etwas Unreines geblieben. Sobald sie ihre Tage hatte, sahen die Menschen sie mit anderen Augen an, als wäre etwas Verdorbenes oder Schlechtes an ihr.

Später, als sie mit Scheich Hamzawi verheiratet war, mied auch er sie, wenn sie ihre Tage hatte, und behandelte sie wie eine Aussätzige. Wenn er aus Versehen ihre Schulter oder ihren Arm berührt hatte, flehte er Allah an, er möge ihn vor dem Teufel schützen. Dann ging er zur Toilette, wusch sich fünfmal hintereinander und wiederholte seine rituellen Waschungen, falls er sie bereits verrichtet hatte. Auch durfte

sie dann weder den Koran lesen noch zuhören, wenn er aus ihm vorlas. Wenn ihre Periode vorbei war und sie ein Bad genommen und sich gründlich gewaschen hatte, durfte sie wieder beten und Verse aus dem Koran rezitieren.

Jeden Abend, bevor sie zu Bett ging, verlangte Scheich Hamzawi, daß sie sich ihm gegenüber auf den Teppich setzte, und unterrichtete sie im Gebet. Sie verstand oft nicht, was er sagte, denn er rezitierte schwierige Wörter, und sie bat ihn immer wieder, ihr den Sinn zu erklären. Er antwortete immer grob und entmutigend, Allahs Sprüche und das Ritualgebet mußten auswendig gelernt und nicht mit dem Kopf verstanden werden. Also bemühte sich Fatheya, sie auswendig zu lernen, und Scheich Hamzawis Anweisungen gingen ihr nicht aus dem Kopf:

»Das Gebet ist bis in die kleinsten Körperbewegungen festgelegt: Knien, Beugung des Oberkörpers, Wiederaufrichtung, Niederwerfung, in hockender Stellung das Glaubensbekenntnis rezitieren. Darüber hinaus müssen andere Bedingungen erfüllt sein. Der Körper des Mannes muß von der Taille bis zu den Waden bedeckt sein. Der Körper der Frau muß bis auf Gesicht und Hände vollkommen verhüllt sein. Zu Beginn des Gebets mußst du aufrecht stehen und den Blick geradeaus richten. Die Männer müssen die Hände vor dem Gesicht zusammenlegen, während sie Allah den Allmächtigen preisen. Die Frauen müssen ihre Hände in Schulterhöhe halten. Dann legen die Männer die rechte auf die linke Hand und beide auf den Bauch. Die Frauen legen ihre Hände auf die Brust. Beim Knien wiederhole dreimal: »Ich preise dich, allmächtiger Gott. < Beim Niederwerfen wiederhole dreimal: »Ich preise dich, du höchster Gott. < Dein Gebet ist ungültig, wenn du Sätze sagst, die nicht zum Gebet gehören, wenn du lachst oder dich nach den Waschungen auf irgendeine Weise verunreinigst, besonders wenn du einen Wind fahren läßt.«

So saß Fatheya Abend für Abend auf dem Gebetsteppich und wiederholte dasselbe Ritual. Sie rezitierte die heiligen Verse aus dem Koran. Oft wurden ihre Augenlider schwer, und sie schlief im Knien ein. Allahs Worte hallten in ihren Ohren wider, und Scheich Hamzawis Hand schob sich zwischen ihre Schenkel. Sie überließ sich dem Schlaf, wie sie sich ihrem Mann überließ, sie breitete die Beine aus und fiel während des Gebets zu Gott in eine tiefe Ohnmacht.

Fatheya lauschte an der Wand und verfolgte das Tappen des Stocks von Scheich Hamzawi, als dieser auf die Straße trat. Sie hörte sofort, wenn sein Fuß gegen etwas stieß. Er sah schlecht, und sein Stock oder sein Fuß schienen immer mit irgend etwas zusammenzustoßen oder über etwas zu stolpern, über ein totes Kaninchen, eine tote Katze oder einen Stein, die er mit seinem Stock aus dem Weg räumte. Manchmal verfiel sich sein Fuß in seinem Kaftan, wenn er über die Schwelle seines Hauses trat, und dann stolperte er oder er rutschte auf Dung aus oder auf Kot, den ein Hund in der Nacht vor seiner Haustür gelassen hatte. Dann schwang er wütend die Gebetskette in seiner Hand und verfluchte Hunde und Menschen gleichermaßen.

Doch es war weder ein totes Kaninchen noch eine tote Katze, gegen die sein Fuß jetzt stieß. Es war etwas Lebendiges, und viel größer. Der Gedanke, es könnte ein Geist oder ein Alp sein, erschreckte ihn. Doch da hörte er ein leises Stöhnen, und als er zum Boden schaute, erkannte er trotz seiner schlechten Augen ein rosiges Gesicht mit Tränen in den Augen und einem Mund, der zitternd Luft holte.

Einen Moment blieb er stocksteif stehen und wagte sich nicht zu rühren. War es möglich, daß Allah seine Gebete erhört hatte? Hatte Haj Ismails Amulett endlich seine magische Wirkung erzielt? Dieses Kind schien vom Nachthimmel direkt vor seine Tür gefallen zu sein, so wie Jesus der Jungfrau Maria

in den Schoß gefallen war, während sie unter einem Baum ruhte.

Ein ersticktes Schluchzen kam über seine Lippen. Nichts ging über Allahs Macht, und er pries seinen Namen und rief den Himmel an. Das fahle Morgenlicht unterstrich sein langes, schmales Gesicht, das jetzt noch länger wirkte als sonst. Sein Blick war leicht verhangen, und über einem Auge leuchtete geheimnisvoll ein weißer Punkt. Seine Gebetskette, deren gelbe Perlen vom ständigen Reiben abgegriffen waren, denn sie hatte im Laufe seines langen, gottesfürchtigen Lebens nie stillgestanden, ruhte jetzt in seiner Hand, was sonst nur vorkam, wenn er schlief.

Genau in diesem Moment hatte der Polizeichef seine Nachtpatrouille beendet und kam auf seinem Nachhauseweg an Scheich Hamzawi vorbei, der reglos vor seiner Haustür stand. Er hatte ihn noch nie so dastehen sehen, und nie hatte sein Gesicht so verzerrt ausgesehen. Er schien zwei Gesichter zu haben. Das obere war das Gesicht von Scheich Hamzawi, das untere war weder ihm noch sonst jemandem ähnlich, dem er je in Kafr El Teen oder sonstwo begegnet war, wenn er auch nicht weit über Kafr El Teen hinausgekommen war. Dieses Gesicht gehörte weder einem Menschen noch einem Geist, aber vielleicht war es das Gesicht des Teufels oder eines Heiligen, vielleicht sogar das Gesicht Gottes, wenn er ihn auch nie gesehen hatte.

Plötzlich blieb er wie versteinert stehen und konnte den Blick von dieser seltsamen, geisterhaften Gestalt nicht abwenden. Er hatte eine solche Gestalt noch nie gesehen, denn sie hatte nichts mit einem Menschen, einem Heiligen oder irgendeiner anderen Kreatur Gottes gemein. Sie bückte sich und hob etwas vom Boden auf. Er reagierte instinktiv wie ein Polizist und verstärkte den Griff um den Knüppel in seiner Hand. Und er wollte ihn gerade hochschwingen und auf den gebeugten Kopf

fallen lassen, als er ein rosiges Gesicht mit Tränen in den Augen sah und die Stimme von Scheich Hamzawi erkannte: »Wahrlich, ohne Gott sind wir unglücklich, denn ohne ihn sind wir hilflos.«

»Was ist das, Scheich Hamzawi?« rief der Polizeichef mit lauter Stimme.

»Ein Engel vom Himmel«, flüsterte der Scheich.

»Und könnte es nicht der Teufel oder der Sohn des Teufels sein?« fragte der Polizeichef.

Scheich Hamzawi, der die Situation noch nicht ganz erfaßt hatte, antwortete: »Es ist ein Geschenk Allahs.«

Er hatte den Satz noch nicht ausgesprochen, als Fatheya bereits den Kopf durch die Tür gesteckt hatte: »Sag nicht, was du sagen willst, Scheich Zahran«, rief sie zornig. »Es ist ein Geschenk, ein Segen Allahs. Nur was sündig ist, soll verdammt sein.«

Sie streckte die Arme aus und entriß Scheich Hamzawi das Kind. Er hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt und schien nicht zu begreifen, was vor sich ging. Sie drückte das Kind fest an sich und schloß die Tür. Blut strömte in ihre Brüste, sie prickelten, als würden winzige Ameisen in ihr Fleisch eindringen. Sie holte eine Brust hervor und drückte an der Warze, und weiße Milchtropfen spritzten heraus. Sie hüllte das Kind vorsichtig in ihr Tuch, dann steckte sie die Warze in seinen gierigen Mund.

## V

Scheich Hamzawis Stimme hallte durch die Luft, als sich der kaum wahrnehmbare Morgenschimmer über dem Himmel ausbreitete. Sie schwebte über den niedrigen Lehmhütten, bohrte sich durch die dunklen Wände, fiel hinab in die engen, gewundenen Gassen und drang an das Ohr des Polizeichefs, der jetzt zu Hause war. Er hatte seine Uniform nicht ausgezogen, wie er es sonst tat, wenn er von der langen Nachtpatrouille zurückkam. Auch befahl er seiner Frau nicht, ihm das Essen zu bringen. Er zog nicht einmal seine Lederstiefel aus, die er sonst immer in eine Zimmerecke schleuderte, als wollte er seine Füße von schweren Fesseln befreien.

Er lehnte sich auf der Matte zurück, seine Augen waren geöffnet und starrten ins Leere, seine Stiefel waren fest verschnürt. Er zwirbelte seinen langen, dichten Bart, wie es seine Gewohnheit war, wenn er eine Leiche in einem Feld oder am Flußufer fand und noch nicht wußte, wer der Mörder war, oder wenn hinter seinem Rücken ein Verbrechen begangen worden war, ohne daß er von Anfang an gewußt hatte, wie der Plan dazu entstanden war.

Als Scheich Hamzawis Stimme durch das Dorf an seine Ohren drang, drehte er den Kopf zur Seite und sah seine Frau an. Er wollte ihr gerade erzählen, daß in der Nacht etwas Wichtiges in Kafr El Teen vorgefallen war, aber seine Frau war schneller: »Kafrawis Tochter Nefissa ist weggelaufen«, sagte sie schnell, fast atemlos, und ihre Handbewegung war so heftig wie die Bewegung, mit der ihr Mann sonst seine schweren Stiefel von sich schleuderte. Die Nachricht hatte ihr

eine Nachbarin am Abend zuvor zugeflüstert. Sie hatte sich während der langen Stunden der Nacht in ihrem Bett hin und her geworfen. Die Nachricht bedrückte sie und bereitete ihr gleichzeitig heimliche Freude, und so wollte sie auch ihrem Mann die erregende Nachricht von Nefissas Flucht mitteilen, bevor er sie von jemand anderem erfuhr.

Nefissas Name hallte sonderbar in Scheich Zahrans Ohren wider. Vor seinen Augen tauchte ein kleines rosiges Gesicht mit noch feuchten Tränenspuren auf. Als sich die Augen plötzlich geöffnet hatten, waren es Nefissas große schwarze Augen. Seine Finger ließen von seinem Bart ab, und er rang nach Luft wie ein Ertrinkender, dessen Kopf über dem Wasser auftaucht. Laut rief er: »Nefissa?«

»Ja, Nefissa«, sagte sie.

Fatheya kauerte an der Wand und drückte das Baby fest an sich. Sie hatte seinen Kopf in ihr schwarzes Tuch gehüllt, und es saugte an ihrer Brust. Wenn sie nicht an der Wand gelauscht hätte, hätte sie wahrscheinlich nicht gehört, wie der Name Nefissa in ihr vibrierte. Sie atmete erleichtert auf wie eine Ertrinkende, die unverhofft an die Wasseroberfläche gelangt.

»Nefissa?«

Der Name Nefissa hallte durch die dunklen Räume, bohrte sich durch die Lehmwände, schwang sich über die niedrigen, schiefen Dächer, auf denen Fladen aus Dung und getrocknete Baumwollstengel lagen, immer höher in die Lüfte, höher als das Minarett und der Halbmond an seiner Spitze. Und es dauerte nicht lange, bis er an die hohe Backsteinmauer und an das Eisentor vor dem Haus des Bürgermeisters kam, in dessen Ohren der Name Nefissa so stark nachhallte wie der Aufruf zum Gebet, den Scheich Hamzawi fünfmal am Tag vom

höchsten Punkt des Dorfes, das wie ein Schwamm am Nilufer lag, an die Einwohner von Kafr El Teen richtete.

Neben dem Bürgermeister saß sein jüngster Sohn Tariq. Er besuchte seit kurzem ein College und verbrachte seine Ferien im Dorf. Als er hörte, was Nefissa widerfahren war, leuchteten die Augen des knapp Neunzehnjährigen auf, wie immer, wenn er sich den Körper einer Frau vorstellte und sich mit Bildern und Wörtern behelf, wenn ihm die Handlung selbst verboten war. »In der vergangenen Woche haben wir im College ein Neugeborenes in der Toilette gefunden«, sagte er mit belegter Stimme. »Und vor zwei Wochen haben wir ein Pärchen überrascht, wie es sich in einem leeren Vorlesungsraum küßte. Und jetzt bringt hier in Kafr El Teen ein Mädchen ein Kind zur Welt, setzt es vor dem Haus des Predigers aus und läuft davon. Heutzutage haben die Mädchen keinen Anstand mehr, Vater.«

»Ja, mein Sohn, du hast recht«, antwortete der Bürgermeister. »Die Mädchen und die Frauen sind unmoralisch geworden.« Dabei warf er einen verstohlenen Blick auf die nackten Schenkel seiner Frau, die sich unter ihrem enganliegenden Kleid abzeichneten. Sie schlug die Beine übereinander und konnte ihre Empörung kaum unterdrücken: »Warum sagt ihr nicht, daß die Männer unmoralisch sind?«

Der Bürgermeister lachte. »Das ist doch nichts Neues. Männer sind seit jeher unmoralisch. Aber jetzt werfen die Frauen ihre Tugend über Bord, und das führt zu einer richtigen Katastrophe.«

»Warum zu einer Katastrophe? Warum nicht zu Gleichheit und Gerechtigkeit?«

Ihr Sohn schüttelte seine langen Locken und sah seine Mutter mißbilligend an.

»Nein, Mutter, ich teile deine Ansicht über die Gleichheit nicht. Frauen sind anders als Männer. Ihr wertvollster Besitz ist ihre Tugend.«

Die Frau des Bürgermeisters stieß ein Lachen aus, das sich wie das leicht verächtliche und ordinäre Lachen einer Bordellchefin anhörte. Sie runzelte die Stirn und sagte: »Tatsächlich, Professor Tariq? Du gibst dich also wie ein Scheich und sprichst von Tugend? Und was war mit deiner Tugend in der vergangenen Woche, als du zehn Pfund aus meiner Handtasche gestohlen hast, um eine bestimmte Frau aufzusuchen? Was war mit deiner Tugend im letzten Jahr, als du unserem Dienstmädchen Gewalt angetan hast und ich gezwungen war, sie zu entlassen, um einen Skandal zu vermeiden? Und wo bleibt deine Tugend, wenn du über die Mädchen in unserem Haushalt herfällst? Du hast es so weit getrieben, daß ich ab jetzt nur noch männliche Dienstboten einstellen werde. Sag mir doch bitte, wo deine Tugend ist, wenn du ununterbrochen den Mädchen nachstellst, über's Telefon, am Fenster oder vom Balkon aus, und weißt du nicht, daß sich unsere Nachbarn in Maadi mehrfach bei mir über dich beschwert haben?«

Ihre Worte waren an ihren Sohn gerichtet, aber es war der Bürgermeister, den sie mit kaum verhohlenem Haß anblickte. Dem starren Gesicht seines Vaters entnahm der Junge, daß jetzt der übliche Streit zwischen den Eltern ausbrechen würde, deshalb kam er schnell wieder auf das Thema Nefissa zu sprechen.

»Vater, glaubst du, daß Scheich Hamzawi das Kind adoptieren wird?«

»Er scheint die Absicht zu haben«, antwortete der Bürgermeister. »Er ist ein guter Mann und kinderlos. Seine Frau wünscht sich seit Jahren ein Kind.«

»Dann ist das Problem ja aus der Welt geschafft«, sagte der Sohn mit aller Entschiedenheit.

»Es ist keineswegs aus der Welt geschafft. Die Bauern geben solange keine Ruhe, bis sie sich an dem Schuldigen gerächt haben, egal wer es ist«, widersprach ihm seine Mutter.

Nach diesem Seitenhieb stand sie auf und ging in ihr Zimmer. Dem Sohn fiel nicht auf, daß die Mundwinkel seines Vaters zuckten und dieser so tat, als kratze er sich, um das nervöse Zucken zu verbergen. Seine blauen Augen hatten einen abwesenden Blick, als beschäftigte ihn ein anderes Problem. Nachdem er lange geschwiegen hatte, sagte er: »Wer mag wohl der Mann gewesen sein? Ob er aus Kafr El Teen ist? Höchstwahrscheinlich. Aber natürlich kann er auch von woanders kommen.«

»Menschen wie Nefissa kennen nichts und niemand außerhalb von Kafr El Teen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Nun ja, du weißt doch, wie unbedarft diese Bauernmädchen sind.«

»Ich glaube nicht, daß Nefissa so unbedarft war. Ich habe noch nie ein Mädchen mit einem derart schamlosen Blick gesehen.«

»Ja, sie war ziemlich vorwitzig. Aber auch der Mann muß reichlich waghalsig sein.«

Hastig sagte der Bürgermeister: »Darum glaube ich eher, daß er nicht aus Kafr El Teen ist. Ich kenne jeden Mann hier und glaube nicht, daß auch nur einer von ihnen genügend Schneid hätte, so etwas zu tun. Bist du nicht auch der Meinung, Tariq?«

Tariq schwieg. Die Gesichter der Männer von Kafr El Teen zogen vor seinem inneren Auge vorbei. Er hörte seinen Vater fragen: »Hast du eine Ahnung, wer es gewesen sein könnte?«

Wieder tauchten die Gesichter vor ihm auf, und plötzlich hob sich eins von allen anderen ab, völlig unbeweglich, vielleicht waren es die Augen, die dieses Gesicht von allen anderen Gesichtern unterschieden. Immer neugieriger forschte er in

diesem Gesicht, bis eine innere Stimme ihm sagte: »Elwau.« Er wußte nicht, warum es gerade dieses Gesicht war, das sich ihm unter all den anderen aufdrängte, denen er irgendwann einmal begegnet war. Er hatte Elwau und Nefissa nie zusammen gesehen. Elwau wohnte am östlichen Dorfende, Nefissa hingegen auf der gegenüberliegenden Seite, im Westen. Doch sobald er versuchte, sich ernsthaft einen Mann vorzustellen, der mit Nefissa in Zusammenhang gebracht werden konnte, tauchte Elwas Gesicht vor ihm auf. Er hatte ihm nur einmal gegenübergestanden und ihn hin und wieder in einiger Entfernung mit der Hacke auf der Schulter gehen sehen. Elwau sprach nie mit jemandem und schaute nie in ein Geschäft oder ein Haus. Nie grüßte er als erster, wenn er jemand begegnete, egal, ob es der Polizeichef, der Scheich der Moschee und sogar der Bürgermeister war.

Niemand konnte behaupten, ihn mit Nefissa oder einer anderen Frau aus Kafr El Teen gesehen zu haben. Tag für Tag arbeitete er mit der Hacke auf seinem Feld, sogar am Freitag, wenn alle in der Moschee waren. Nach Sonnenuntergang saß er am Ufer und starrte auf das vorbeifließende Wasser oder die Bäume, die am Horizont aufragten. Ging jemand vorbei, drehte er sich nicht um, und rief ihm jemand den üblichen Gruß zu, antwortete er ruhig »Salam! Salam!«, aber sein Körper rührte sich nicht.

Die Lippen des Jungen öffneten sich leicht, um den Namen Elwau auszusprechen. Hätte ihn jemand gefragt, warum er gerade auf Elwau gekommen war, hätte er keine Antwort gewußt. Er hatte ihm nur einmal gegenübergestanden, aber das hatte gereicht, um in seine Augen zu sehen. Mit einem einzigen Blick hatte er sich davon überzeugt, daß sie sich von den Augen der anderen Männer unterschieden. Sie sahen nie zu Boden, sondern immer stolz geradeaus wie Nefissas Augen. Er konnte sich jetzt gut an den Tag erinnern. Im Bruchteil einer

Sekunde hatte er begriffen, daß der Ausdruck in ihren Augen ein unzertrennbares Band zwischen ihnen darstellte. Er konnte nicht genau sagen, was es war, aber er war überzeugt, daß es zwischen ihnen bestand. Dieses Gefühl hatte ihn auch nicht verlassen, nachdem die Erinnerung an seine Begegnung mit ihnen in die dunklen Regionen des Vergessens versunken war.

Als Elwau's Gesicht vor ihm auftauchte, begriff er, daß gewisse Erinnerungen nie verblassen, nie absterben, selbst wenn sie so unbedeutend waren wie ein Tropfen Wasser im Ozean, selbst wenn sie nur eine Sekunde der Unendlichkeit gedauert hatten. Und als sein Vater seine Frage wiederholte, sagte ihm eine innere Stimme: »Elwau.«

Überrascht riß er die Augen auf, als sein Vater den Namen Elwau aussprach, denn er selbst war noch gar nicht dazu gekommen, so kam es ihm zumindest vor, während er dasaß und grübelte. Und kaum hatte sein Vater den Namen wiederholt, da tauchte das Gesicht, das er nur einmal gesehen hatte, vom Dunkel ins Licht, aus einer verschwommenen Erinnerung wurde lebendige Wirklichkeit. Aus seinem Innern brach eine Stimme hervor, die laut durch das Zimmer hallte: »Elwau?«

Der Bürgermeister wiederholte den Namen noch einmal, als wollte er sich vergewissern, daß die Tatsache jetzt nicht mehr zu widerlegen war: »Elwau.«

Das Eisentor wurde aufgestoßen und ließ drei Männer herein. Scheich Hamzawi, Scheich Zahran und Haj Ismail gingen hintereinander auf den Bürgermeister zu. Niemand weiß, ob sie hörten, wie er den Namen aussprach, aber sie wiederholten in einem Atemzug: »Elwau.« Ihre Stimmen hallten durch den Hof, schlangen sich über die hohe Backsteinmauer, drangen in die dunklen Lehmhütten, und das Wort war in aller Mund, bevor die Kerosinlampen angezündet waren, es verbreitete sich

überall, bevor die Sonne untergegangen war und die andere Seite der Erdkugel beschien.

Tariq lehnte sich über das Geländer. Unter der Terrasse floß das karmesinrote Wasser des Nils vorbei. Er beobachtete, wie die Sonne hinter dem fernen Horizont versank und die Kinder am Ufer spielten. Er hörte sie singen, während sie wie wild tanzten und dabei in die Hände klatschten.

Kameltreiber, Kameltreiber,  
Nefissa und Elwau sind es.  
Nefissa, Nefissa, Elwau geht's an den Kragen.  
Elwau, Elwau, Nefissa ist auf dem Feld.  
Kameltreiber, Kameltreiber,  
Nefissa und Elwau sind es.

Er riß verwundert die Augen auf, als traute er seinen eigenen Ohren nicht. Die Überraschung verschlug ihm fast den Atem, und er wandte sich an seine Mutter, die neben ihm stand, und fragte mit stockender Stimme: »Mutter, war es wirklich Elwau?«

»Woher soll ich das wissen?« antwortete sie, und ihre Stimme klang gereizt. »Warum fragst du nicht deinen Vater, den Bürgermeister?«

## VI

Es war ein Freitag, die Sonne stand wie eine Feuerkugel hoch oben am Himmel und brannte auf Kafrawis Kopf. Seine Augen waren in das rote Strahlenmeer getaucht und Schweiß strömte ihm aus allen Poren über seinen Kopf, seinen Rücken und die Schenkel. Warm und klebrig rann er seine Beine entlang und tropfte auf die rissige, schwielige Haut seiner nackten Füße. Er hatte das Gefühl, als hätte er sich naß gemacht. Er fuhr mit der Hand unter seine *galabeya* und faßte sich an. Er wußte nicht, ob es Schweiß oder Urin war, auch konnte er nicht sagen, ob seine Muskeln erschlafft oder angespannt waren, ob sie ruhten oder sich bewegten. Er spürte nur, daß er die Kontrolle über seine Arme und Beine verloren hatte. Sein Körper schien ihm nicht mehr zu gehören, er war ein riesiger Muskel, der sich aus eigener Kraft zusammenzog und entspannte, und ungläubig beobachtete er, was mit diesem Körper geschah, der doch immer ein Teil von ihm gewesen war. Seine Seele schien seinen Körper verlassen zu haben und in einiger Entfernung zu schweben, oder vielleicht hatte sich eine andere Seele als seine eigene in seinen Körper eingeschlichen.

Er beobachtete, wie seine nackten Füße mit ihrer trockenen, rissigen Haut das Feld verließen, und er wunderte sich darüber. Wie konnten sie allein vom Feld gehen? Er versuchte mit allen Kräften, sie aufzuhalten, und einen Moment lang glaubte er, es sei ihm gelungen, doch gegen seinen Willen trugen ihn seine Beine über das Feld bis zum Stall, dem einzigen Ort, wo ihn die brennenden Sonnenstrahlen zu dieser Tageszeit nicht erreichten.

Es war kein richtiger Stall, sondern ein Unterstand aus Bambusrohr, Palmwedeln und Maisstengeln, die mit Lehm verputzt waren und vier Wände und ein Dach hergaben. Im Sommer suchte der Büffel dort Zuflucht, und im Winter diente er Kafrawi hin und wieder als Nachtquartier.

Die Büffelkuh lag auf dem Bauch, wie immer, wenn es heiß war. Sie starrte mit ihren großen, brütenden Augen auf die dunklen Lehmwände, und ihre Kinnbacken zermahlten etwas Unsichtbares, wobei an den Rändern ihres Mauls weiße Speichelblasen hervortraten.

Kafrawi ließ sich neben der Kuh auf den Boden fallen. Er starrte mit demselben brütenden Blick vor sich hin, dann versuchte er, die Augen zu schließen und zu schlafen. Aber sie blieben weit geöffnet und starrten unentwegt auf die dunkle Wand. Die Kuh sah ihn an. Ein feuchter Film von noch ungeformten Tränen bedeckte ihre großen Augen. Sie reckte den Hals vor und kam so nahe, daß sich ihre Köpfe berührten. Dann begann sie, seinen Hals abzulecken, wie eine Mutter, die ihr Kind liebkost. Sie schien ihm etwas sagen oder ihn fragen zu wollen, was denn nicht in Ordnung war. Er lehnte sich an sie und rieb seine feuchten Augen an ihrem Kopf, dann brachte er seine ausgetrockneten Lippen an ihr Ohr und flüsterte: »O Aziza, Nefissa ist nicht mehr da. Sie ist fortgegangen.«

Und Kafrawi begann der Kuh zu erzählen, was vorgefallen war. Sie schien ihm zu antworten, und irgendwie verstand auch er, was sie sagte. Denn seit er das erste Mal die Augen aufgeschlagen und die Welt um sich wahrgenommen hatte, war die Kuh immer in seiner Nähe gewesen, auf dem Feld oder im Haus. Bevor er laufen lernte und die ersten Worte aussprach, sah sie ihn bereits mit großen, ruhigen Augen an, wenn er allein in einer dunklen Ecke saß und bitterlich weinte, wie nur Kinder weinen können.

Als er auf dem Bauch kriechen konnte, kroch er als erstes zu ihr. Er fühlte, wie sie mit ihrem weichen Maul über sein Gesicht fuhr. Sie wußte immer, wann seine Lippen rissig und sein Mund ausgetrocknet waren. Sie kam langsam auf ihn zu, und wenn er die Augen öffnete, sah er den geschwollenen Euter mit den schwarzen Zitzen über sich hängen. Der Geruch von Milch drang in seine Nase, und er streckte seinen Hals vor und nahm sie zwischen die Lippen, und gleich darauf fühlte er die warme Milch in seinen\* Mund fließen.

Sobald er ein paar Worte sagen konnte, rief er ihren Namen. Er nannte sie Aziza, und wenn sie ihn rufen hörte, drehte sie sich nach ihm um und schien ihm mit ihren Augen zu antworten: »Ja, Kafrawi.« Jeden Tag lernte er ein Wort hinzu, und ihr Blick drückte jedesmal etwas anderes aus. Nach und nach lernten sie die Sprache des anderen. Eines Tages klagte sie darüber, daß sein Vater sie mit dem Stock schlug, wenn sie ins Joch gespannt im Kreis ging und das Wasserrad bewegte. Da spürte er einen solchen Haß auf seinen Vater, daß er nicht mit ihm essen wollte. Der Vater versuchte, ihn mit dem Stock zu zwingen, aber er weigerte sich hartnäckig und ging ohne Abendessen schlafen.

Als seine Tochter Nefissa klein war, wunderte sie sich, wenn er mit dem Büffel redete. »Ein Büffel kann sprechen und verstehen wie wir«, hatte er ihr oft gesagt. Nefissa konnte noch nicht sprechen, aber auch sie verstand, war ihr der Vater sagte, und sie bestätigte es ihm mit einem verständigen Blick ihrer großen schwarzen Augen. Sie nickte mit dem Kopf und lachte, und manchmal streckte sie ihre kleine Hand aus und spielte mit seinem Bart. Er nahm ihre zarten Finger in den Mund und tat, als wollte er hineinbeißen. Jedesmal prustete sie vor Lachen und zog ihre Hand schnell zurück. Und als er eines Tages tatsächlich in ihren Finger biß, als wollte er ihn aufessen, stieß sie einen Schmerzensschrei aus und wich ängstlich vor ihm

zurück. Seit der Zeit hatte sie manchmal Angst vor ihm, vor allem, wenn sich sein Gesicht aus irgendeinem Grund verfinsterte und er abweisend wurde wie die Büffelkuh, deren Blick sie ebenfalls in Schrecken versetzen konnte. Sie spielte oft mit ihr, und wenn sie sie am Schwanz faßte, ging plötzlich eine Veränderung mit ihr vor wie bei ihrem Vater. Ihr Blick war nicht mehr gutmütig, sondern finster und zornig und schrecklich, und sie schlug plötzlich mit einem Huf aus oder stieß sie mit dem Kopf zu Boden. Einmal hatte sie sie sogar tief ins Bein gebissen.

Kafrawi rieb seine Stirn am prallen Euter der Kuh, öffnete seine aufgesprungenen Lippen und nahm eine schwarze Zitze in den Mund. Er spürte, wie die warme Milch in seinen Magen floß. Seine Lider wurden schwer und senkten sich über seine Augen. Er spürte den Milchstrom in seinem Unterleib, in seinen Schenkeln, wo etwas anschwell und sich aufrichtete, ein fremdes Glied, das nicht zu seinem Körper gehörte. Er versuchte, es mit der Hand niederzudrücken, aber es wollte nicht nachgeben. Er sah, wie es aus seinem Körper herausbrach, gegen seinen Willen, es war ein Teil von ihm, den er nicht mehr beherrschte. Es sog den weiblichen Geruch in sich auf, glitt über die angenehme Nässe in das warme Innere und verlor sich in unendlicher Stille, in Ewigkeit, im Tod. Nach einer Weile wollte es wieder nach draußen schlüpfen, wo es freier atmen konnte, aber die Öffnung zog sich zusammen, als wollten starke Finger es erwürgen. Es kämpfte um sein Leben, zuckte wild wie ein gefangenes Tier, bäumte sich auf und fiel in sich zusammen, wie müde Lider über müden Augen, die sich tiefem Schlaf überlassen.

Er schlug die Augen auf, als er wenig später einen schrecklichen Schrei hörte. Es war keine menschliche Stimme, sie gehörte weder einem Mann noch einer Frau. Es war auch

nicht der Schrei eines geschlagenen Tieres. Es war ein wunderliches, furchterregendes Kreischen.

Er hatte es schon einmal gehört, vor sehr langer Zeit. Damals war er auf dem Bauch gekrochen, seine Mutter hockte neben ihm auf der staubigen Erde und siebte weißes Mehl, dabei sah sie ihn an. Ihr Blick streichelte sein Gesicht wie eine weiche Hand. Plötzlich hörte er den Schrei. Dieses fürchterliche Kreischen, das die Luft zerriß, kam nicht von seiner Mutter, aber er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Der feine, weiße Mehlstaub lag überall verstreut, auf ihren Händen, ihrem Gesicht und ihrem Haar, und er war blutrot verfärbt. Ihre weit aufgerissenen Augen sahen ihn nach wie vor fest an, aber sie hatten einen fremden Ausdruck. Es waren nicht die Augen seiner Mutter. Sie war sicher durch die offene Tür hinausgegangen und würde jeden Moment zurückkommen. Als er zur Tür sah, entdeckte er zwei schmale, schlitzähnliche Augen, die er noch nie gesehen hatte. Der Blick jagte ihm einen Schrecken ein. Er schloß die Augen und schlummerte ein. Aber es war kein tiefer Schlaf, denn er spürte, wie er von zwei Armen hochgehoben und davongetragen wurde. Er traute sich nicht, die Augen aufzumachen aus Angst, dem schrecklichen Blick aus den schlitzähnlichen Augen zu begegnen, und so ließ er sich davontragen. Sein Gesicht lag an einer harten, bretterähnlichen Brust, die einen sonderbaren Geruch verströmte. Seine nackten Beine baumelten im Rhythmus der ausholenden, langsamen Schritte des Unbekannten hin und her, das ihn vom Boden aufgehoben hatte und weit davontrug.

Wieder zerriß das Kreischen die Stille. Er sprang auf und lief ohne zu überlegen zu der Stelle, von wo der Schrei gekommen war, mitten im Feld, wo sich die Maisstengel leicht bewegten.

Aber jetzt war alles wieder still und ruhig wie vorher, und die Stille lastete schwer auf der Erde. Die rotglühenden Sonnenstrahlen erstickten den leisesten Lufthauch.

Als er sich der Stelle näherte, öffnete sich das Maisfeld plötzlich vor ihm, und er sah zwei schmale, schlitzähnliche Augen aufblitzen und wieder verschwinden. Es war, als hätte die Erde sich gespalten, um die Augen herauszulassen und sie sofort wieder in ihre Tiefen zurückzuholen, bevor er verstand, was er gesehen hatte.

Er glaubte zu träumen. Er sah, wie seine nackten Füße mit der dunklen, rissigen Haut an den Fersen langsam auf die Stelle mitten im Feld zgingen. Eine uralte, dumpfe, verdrängte Angst ließ ihn erzittern. Er wollte seine Füße am Gehen hindern, und einen Augenblick lang glaubte er, sie wären stehengeblieben. Dann aber merkte er, daß sie mit regelmäßigen Schritten weitergingen, weder langsam noch schnell, mit einer ruhigen, beinahe instinktiven Entschlossenheit, das vor ihnen liegende Unbekannte zu entdecken.

Er schob die Maisstengel auseinander und sah den Körper in einer Blutlache auf der Erde liegen. Die weit aufgerissenen starren Augen weckten eine ferne Erinnerung an seine Mutter, wie sie tot dagelegen hatte. Er nahm das Gesicht in seine Hände, um es näher an sich heranzubringen und es besser sehen zu können. Aber es war der geschorene Kopf eines Mannes, und die Gestalt trug die *galabeya* eines Mannes. Als er in ihre Augen sah, wußte er, daß es nicht die Augen seiner Mutter waren und auch nicht die Augen eines anderen Menschen, den er kannte. Beim Anblick dieser fremden Augen wich er ängstlich zurück, doch bevor er sein Gesicht mit den Händen bedecken und den Anblick abwehren konnte, legten sich zwei schwere Hände auf seine Schultern. Heisere Stimmen und gemeine Rufe drangen an sein Ohr. Er drehte

sich um, und der Lärm wurde immer stärker. Viele Gesichter drängten sich um ihn, er wurde von allen Seiten angestarrt, und es verging einige Zeit, bis er die schmalen, schlitzähnlichen Augen von Scheich Zahran, dem Polizeichef, erkannte.

## VII

Alles schien sich langsam und schwerfällig wie immer zu bewegen. Die rote Sonnenscheibe stieg den Himmel hinunter und näherte sich langsam, mächtig und erstickend der Erde, bevor sie hinter ihr versank. Die dunklen Silhouetten der Bauern und ihrer Esel und Büffel zogen mit schleppenden Schritten hintereinander über die staubige Straße und ergossen sich zähflüssig in die Wege und Gassen und weiter in die Häuser und Ställe, die in ein düsteres Zwielicht getaucht waren. Aus den offenen Türen drangen die Gerüche von fermentiertem Dünger, menschlichen Exkrementen und backfertigem Teig. Die Nacht hatte die Erde noch nicht in ihren dichten Mantel gehüllt, als am Flußufer keine Bewegung mehr wahrzunehmen, kein Mensch und kein Tier mehr zu sehen war. Nur die Fußspuren der Menschen und die Abdrücke der flachen, runden Hufe der Esel und Büffel waren auf dem staubigen Weg zurückgeblieben, auf dem hier und da warme, noch dampfende Kothaufen lagen.

Der Körper am Ufer war nicht mehr warm. Vom Fluß wehte eine sanfte Brise herüber und ließ den abgetragenen, dünnen Umhang aufflattern, so daß die schwieligen Fersen des Mannes, der Elwau gewesen war, zum Vorschein kamen.

Ein heftiger Windstoß fuhr unter den Umhang und entblößte den Unterleib. Schlaftrunken starrte Haj Ismail auf die langen, behaarten Beine und die vollen, muskulösen Schenkel. Er riß die Augen auf und war plötzlich hellwach, als wäre ihm ein Ziegelstein auf den Kopf gefallen. Mit einem Ruck setzte er sich auf und schaute sich nach allen Seiten um, dabei wanderten seine Augen in verschiedene Richtungen. Wenn

sein rechtes Auge geradeaus blickte, schien sein linkes Auge rückwärts zu schauen, und wenn sein linkes Auge nach rechts sah, blickte sein rechtes Auge nach links. Er war mit einem Schielen auf die Welt gekommen. Für ihn bestand alles aus zwei Teilen, jedes einzelne Ding schien sich zu verdoppeln, denn während ein Auge sah, was es sehen wollte, kämpfte das andere immer darum, frei zu sein.

Er stand auf, ging zu der Leiche und zog den Umhang über den nackten Körper. Seine Hand berührte die behaarte Haut, fühlte die kräftigen Muskeln darunter. Ein Schauer überlief ihn. Schnell ging er zur Flußböschung zurück, wo der Polizeichef lag und schlief. Er rollte sich zusammen und versuchte wieder einzuschlafen, aber er konnte die behaarten, muskulösen Schenkel nicht vergessen, auf die sich eins seiner Augen konzentrierte, während das andere sich hinter dem Lid versteckte. Er mußte an die Zeit denken, als er zehn Jahre alt gewesen war. Sein Cousin Youssef war älter und stärker als er. Seine Arme und Beine waren bereits behaart, und er hatte muskulöse Schenkel. Als er sie zum ersten Mal sah, wollte er entsetzt davonlaufen, aber sein Cousin hatte die Tür abgeschlossen und es gab kein Entkommen. Er versuchte, Youssef auszuweichen, aber dieser packte ihn mit einem eisernen Griff im Nacken, warf ihn mit dem Gesicht nach unten auf den Boden und schob ihm die *galabeya* über die Schenkel. Der kräftige, schwere Körper preßte sich auf sein Gesäß und drückte sein Gesicht so fest auf den Boden, daß er keine Luft mehr bekam. Nach einer Weile stand Youssef auf, schloß die Tür auf und ging davon. Er selbst war den ganzen Tag dort liegengeblieben, ohne sich zu rühren. Als sein Vater ihn aus dem Geschäft rief, schloß er die Augen und täuschte Schlaf vor. Er hörte seinen Vater näherkommen und ihn mit zorniger Stimme rufen. Er wollte antworten, aber kein Laut kam über seine Lippen. Da traf ihn eine schwere Faust in den

Nacken. Er sprang schnell auf und folgte seinem Vater widerstandslos in das Geschäft an der Straßenecke, wo ein paar Päckchen mit Tee, Gewürzen und Tabak sowie ein paar Stück Seife auf alten, morschen Regalen standen.

Von seinem Vater hatte er gelernt, wie man Piaster zählte, sie in die Schublade legte und diese abschloß. Er hatte ihm ebenfalls gezeigt, wie Tabak gewogen wurde: man stellte ein Päckchen in eine Schale und ein kleines Gewicht in eine andere Schale, und die Zunge der Waage mußte genau die Mitte anzeigen und durfte nicht nach einer Seite ausschlagen. Bevor sein Vater abends sein Geschäft abschloß, setzte er ihn neben sich auf die Bank und zeigte ihm, wie Spritzen gegeben und Abszesse geöffnet wurden.

Nach dem Ramadan machte sein Vater eine Pilgerfahrt nach Mekka, von der er nicht zurückkam. Außer dem Geschäft hatte er ihm einen kleinen Beutel mit einer Zange zum Zähneziehen, Amuletten mit Versen aus dem Koran, Injektionsnadeln, einer Rasierklinge für Beschneidungen und einem Fläschchen Jod hinterlassen, das seit langem ausgetrocknet war.

Während er da lag, fühlte er einen stechenden Schmerz im Hinterkopf. Er holte ein Taschentuch hervor und band es fest um seinen Kopf, dann schloß er die Augen und wollte gerade einschlafen, als er sah, wie sich eine geisterhafte Gestalt der Leiche näherte. Er stieß den Polizeichef an der Schulter und sagte leise: »Scheich Zahran.«

Der Polizeichef sprang auf die Füße und rief: »Wer ist da?«

Er bekam keine Antwort.

Seine schmalen, schlitzähnlichen Augen sahen vorsichtig nach allen Seiten, konnten aber nichts erkennen. Dann begann er, in einem weiten Kreis um die Leiche herumzugehen, wobei er seine Blicke über das Maisfeld, das Flußufer und die Böschung schweifen ließ. Als er nichts fand, was seine Aufmerksamkeit erregte, ging er zum Dorfbarbier zurück, der

mit gekreuzten Beinen dasaß, aber seine Augen durchsuchten nach wie vor die Dunkelheit.

»Wer war das, Haj Ismail?« fragte er.

»Ich könnte schwören, daß ich einen Mann gesehen habe, Scheich Zahran.«

»Laß es gut sein und leg dich schlafen, und laß den allmächtigen Gott walten.«

»Aber ich habe gesehen, wie er sich der Leiche näherte.«

»Wer würde eine Leiche stehlen?«

»Und ich sage dir, daß ich ihn gesehen habe.«

»Hast du ihn erkannt?«

»Nein, dazu war er zu weit entfernt.«

»Es ist sicher Elwau's Teufel, der über ihm schwebt.«

»Sein Teufel? Die einzigen Teufel in dieser Welt sind die Menschen.«

Er sah den Polizeichef mit einem Auge an und fragte mit gespielter Unschuld: »War es ein Teufel, der Elwau getötet hat?«

Der Polizeichef antwortete hastig: »Nein, es war Kafrawi.«

»Kafrawi bringt es nicht einmal übers Herz, ein Huhn zu schlachten, das weißt du genau«, sagte der Dorfbarbier.

»Aber jeder Mann kann töten, wenn seine Ehre auf dem Spiel steht«, erwiderte der Polizeichef hitzig.

»Das kannst du den Dorfbewohnern oder dem Untersuchungsrichter erzählen, aber nicht mir«, sagte Haj Ismail. »Ich sehe, daß du zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen willst. Aber im Ernst, wer ist der Mörder?«

Der Polizeichef lachte scharf auf, dann sagte er mit einem Gähnen: »Das weiß nur Allah.«

Haj Ismail sah ihn wieder mit einem Auge an. »Du kennst sie alle ohne Ausnahme und kannst jeden einzelnen beim Namen nennen.«

Jetzt war es Scheich Zahran, der sich unschuldig stellte.  
»Worauf willst du eigentlich hinaus, Haj Ismail?«

Der Dorfbarbier sagte mit einem Augurenlächeln: »Wer es auch war, morgen früh kommt der Offizier mit den Polizeihunden.«

»Glaubst du, daß Hunde mehr wissen als Menschen?« fragte der Polizeichef ironisch. »Jeder weiß, daß Kafrawi Elwau wegen Nefissa umgebracht hat. Viele haben ihn mit Blut an den Händen neben der Leiche gesehen. Er steckt tief in diesem Verbrechen.«

Der Dorfbarbier lachte wieder auf. »Du bist wirklich der Sohn des Teufels, Scheich Zahran.«

»Ich bin der gehorsame Diener dessen, der uns seine Befehle gibt.« Er gähnte gelangweilt. »In Wahrheit sind wir alle seine gehorsamen Diener.«

»Wir alle dienen Gott.«

»Es steht fest, daß wir alle Diener sind. Egal, wie hoch wir steigen oder wie tief wir fallen, die Wahrheit ist, daß wir alle Sklaven sind und jemandem dienen.«

»Gottes Sklaven sind wir nur, wenn es Zeit zum Beten ist. Aber die Sklaven des Bürgermeisters sind wir die ganze Zeit.«

Scheich Zahrans Augen leuchteten, als er dem Barbier ins Ohr flüsterte: »Weißt du, daß er nachts wegen Zeinab kein Auge zumacht? Ich habe getan, was ich konnte, um sie umzustimmen, aber sie weigert sich nach wie vor.«

»Kafrawi leistet ihr dabei sicher Beistand. Glaubst du, daß er Verdacht geschöpft hat?« fragte der Dorfbarbier.

Der Polizeichef wies diese Möglichkeit schnell von sich. »Nein, ganz sicher nicht. Um Verdacht zu schöpfen, braucht man ein denkfähiges Hirn. Aber diese Bauern haben kein Hirn, im besten Fall haben sie das Hirn eines Büffels. Seit Nefissa fort ist, hat Kafrawi außer Zeinab niemand, der ihm im Haus und auf dem Feld hilft, das ist das Problem. Wie oft habe ich

ihm gesagt, daß der Bürgermeister ihm ganze zehn Pfund für ihre Arbeit geben wird, daß sie in seinem Haus essen und trinken und es so bequem haben wird, wie sie es sich nie erträumen würde. Sie braucht nur sein Haus zu putzen und kann heimgehen, wenn sie mit der Tagesarbeit fertig ist. Aber er will nicht auf mich hören. Sein Kopf ist härter als Granit.«

»Seine Tochter Zeinab ist genauso dickschädelig wie er. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, sie zu überzeugen, und ihr alles bis ins Kleinste erklärt, aber sie ist störrisch wie ein Maulesel«, sagte Haj Ismail. »Ich kann keine Vorzüge an ihr erkennen. Jedes andere Mädchen in Kafr El Teen ist wohlerzogener und hübscher als sie.«

Scheich Zahran senkte die Stimme. »Er hat einen sonderbaren Geschmack, was Frauen angeht, und wenn ihm eine gefällt, kann er sie nicht vergessen. Du weißt, daß auch er recht eigensinnig ist. Hat er einmal ein Auge auf eine Frau geworfen, muß er sie unter allen Umständen haben.«

Haj Ismail gähnte herzhaft. »Warum auch nicht? Menschen wie er, die zur Elite gehören, kennen das Wort unmöglich nicht.«

»Sie wandeln wie Götter über der Erde.«

»Nein, Scheich Zahran, Götter sind sie sicherlich, aber laufen tun sie nicht, sie fahren in Autos. Laufen ist etwas für Leute wie uns.«

»Und nicht nur das Laufen! Du scheinst zu vergessen, daß wir auch auf der Erde schlafen.«

Der Polizeichef rollte sich unter seinem Umhang zusammen und schloß die Augen. Haj Ismail warf schnell einen letzten Blick auf die Leiche am Ufer, dann rollte auch er sich unter seinem Umhang zusammen. Leise sagte er: »So ein Jammer! Elwau war zu jung zum Sterben!«

Der Polizeichef hatte ihn gehört und seufzte: »Unser Leben liegt in Gottes Hand, Haj Ismail!«

»Wahrhaftig, da hast du recht. Allah allein entscheidet darüber, wann wir diese Erde verlassen müssen.«

Und so schliefen sie mit der Überzeugung ein, daß das Leben der Einwohner von Kafr El Teen von einem Gott gelenkt wurde, der in ihren Gedanken allgegenwärtig war, mit dem sie so manchen Abend verbrachten und plauderten, entweder vor dem Geschäft des Dorfbarbiers oder auf der Terrasse seines Hauses über dem Nil. Sie wußten, wie sehr er sich nach Zeinab verzehrte und daß dieses Verlangen nur durch den Tod gelöscht werden konnte und er sie früher oder später in seine Gewalt bekommen würde. Denn wie alle Götter war er überzeugt, daß ihm nichts unmöglich war.

Das Schnarchen der beiden Männer stieg vom Ufer, wo sie Schutz gesucht hatten, in die Dunkelheit hinauf, zog durch die stille Nacht und drang an die Ohren von Metwalli, der sich im Maisfeld versteckt hatte. Er trat aus dem Feld hervor und ging mit vorsichtigen Schritten auf die Leiche zu, wobei er das linke Bein stärker nachzog als das rechte. Die Einwohner von Kafr El Teen erkannten ihn sofort an seinem eigentümlichen Gang, der sie an einen hinkenden Hund denken ließ. Seit er als Kind eine Knochenkrankheit gehabt hatte, war ein Bein kürzer als das andere.

Er tauchte oben am Ufer auf. Das Mondlicht beschien seinen Kopf, der im Verhältnis zu seinem Körper außergewöhnlich groß war. Seine kleinen Augen lagen zusammengesunken in seinem aufgedunsenen Gesicht. Unter seiner dünnen Nase standen wulstige Lippen hervor. Seine Unterlippe hing auf das Kinn herab, so daß seine fleischige Mundhöhle zu sehen war, aus der unaufhörlich Speichel auf seinen langen Bart troff.

Sobald die Kinder des Dorfes ihn erblickten, rannten sie hinter ihm her, und sie riefen im Chor: »Da geht der Idiot!« Manchmal warf eines von ihnen sogar einen Stein nach ihm oder zog ihn an seiner *galabeya*. Er ging weiter, ohne sie zu

beachten, während ihm der Speichel aus dem Mund tropfte und er wie ein streunender Hund vorwärtshinkte. Wenn er durch die Straßen ging, starrte er die Häuser und die Passanten mit einem stumpfen, leeren Blick aus feuchten Augen an. Am Ende des Tages setzte er sich in der Nähe des Friedhofs ans Ufer, wo er sich am Kopf und am ganzen Körper kratzte und die Läuse zwischen den Fingerspitzen knackte.

Kam eine Frau aus dem Dorf an ihm vorbei, warf sie ihm ein halbes Brot oder einen Maiskolben oder eine Maulbeere in den Schoß. Manche berührten ihn auch und sagten: »Gib mir deinen Segen, Scheich Metwalli.« Dann vergaß er einen Augenblick das Kratzen und Läuseknacken und streckte die Hände nach ihr aus, berührte ihre Schulter oder ihre Hand oder ihr Bein und stammelte dazu ein paar unverständliche Worte, während der weiße Speichel in seinem schwarzen Bart hängenblieb.

Man erzählte sich, daß eine gelähmte Frau ihn berührt hatte und geheilt worden war, und daß er einem Blinden das Augenlicht zurückgegeben hatte. Er war von Gott auserwählt worden, und er verstand etwas von Krankheiten und konnte die Geheimnisse der Zukunft ergründen. Allah hatte ihm diese Kräfte verliehen, weil er die schwächsten seiner Geschöpfe für seine heiligen Zwecke auserwählte. Deshalb nannten sie ihn Scheich Metwalli.

Der Dorfbarbier Haj Ismail nannte ihn den »Besessenen«, der Polizeichef Scheich Zahran bezeichnete ihn als den »Verlausten«, und die Kinder hatten ihn »Metwalli, der Idiot« getauft. Er war der Sohn von Scheich Osman, der auf dem Friedhof für die Seelen der Verstorbenen Verse aus dem Koran rezitiert hatte. Aber Scheich Osman war tot und hatte ihm nichts außer seinem abgetragenen Kaftan, seinem Turban, einem leeren Brotkorb und einem abgegriffenen Koran mit einem halbzerzrissenen Umschlagdeckel hinterlassen.

Jetzt humpelte er lange nicht so stark, wie wenn er beobachtet wurde. Sein Blick war so ruhig, wie es noch niemand bei ihm gesehen hatte. Ab und zu sah er sich vorsichtig um. Seine Unterlippe hing nicht mehr herab, und der Speichel floß ihm nicht mehr aus dem Mund. Niemand aus dem Dorf hätte ihn in diesem Augenblick erkannt.

Er näherte sich der Leiche, die mit einem Umhang bedeckt am Ufer lag. Nicht weit entfernt von ihr ließ er sich fallen und begann, auf dem Bauch vorwärts zu kriechen. Als er bei den Füßen angekommen war, hob er den Umhang hoch, steckte seinen Kopf darunter und zog sich langsam an den Beinen und Schenkeln hoch.

Hätte der Polizeichef in diesem Moment die Augen geöffnet, wäre ihm nichts Besonderes aufgefallen. Der Umhang bedeckte immer noch die Leiche, und die leichte Bewegung, ein kaum wahrnehmbares wellenähnliches Heben und Senken, konnte durchaus vom Wind hervorgerufen sein. Und auf einen anderen Gedanken wäre der Polizeichef nicht gekommen, weder er noch einer der teuflischen Geister, die an vielen Orten ihr Unwesen treiben, vor allem an den Plätzen, die von Lebenden für die Toten ausgesucht wurden. Denn schließlich war es ja nur ein Körper, aus dem alles Leben entwichen war, der dort am Ufer lag, und wer außer Würmern, die sich in alles hineinfressen, würde sich für einen Toten interessieren?

Aber Metwalli lebte seit Jahren wie ein Wurm unter den Toten. Tag für Tag saß er an demselben Platz am äußersten Ende des Dorfes, am Ufer des Nils, und wartete, bis die Sonne hinter dem Horizont verschwunden war. Dann stand er auf, humpelte die Böschung hinunter und ging langsam zum Friedhof, wo er sein Bett zwischen den Toten aufschlug. Bevor er sich schlafen legte, ging er zwischen den Gräbern auf und ab, bückte sich ab und zu und hob Brot- und Kuchenkrumen von der Erde auf, die die Verwandten der Toten hatten fallen

lassen. Nachdem er gegessen hatte, blieb er noch eine Zeitlang wach, als ließe ihm irgend etwas keine Ruhe. Er stand plötzlich wieder auf, ging geradewegs auf eines der Gräber zu und ließ sich dabei von einem bestimmten Geruch leiten, der ihm so vertraut war, daß er ihn bereits von weitem wahrnahm und aus vielen anderen Gerüchen herauskannte. Es war der Geruch von gerade beerdigtem Fleisch, von warmem Blut und lebenden Zellen in einem Körper, der bereits tot war.

Fieberhaft grub er mit seinen langen, drahtigen Fingern in der Erde. Sie waren scharf und spitz wie die Klauen einer Katze, die in der Erde nach einem Stück Fleisch scharrt. Seine Hände, durch diese wiederholte Übung trainiert, zogen das weiße Leichentuch fort, rollten es fest zusammen und vergruben es in der Erde, wo sie es am nächsten Morgen, wenn alle noch schliefen, wieder ausgraben würden.

War diese Arbeit getan, wandte er sich dem noch warmen Körper des Toten zu. War es eine Frau, legte er sich der Länge nach auf sie. War es ein Mann, drehte er ihn mit dem Gesicht nach unten um, legte sich auf ihn und preßte seinen Unterleib gegen das Gesäß.

Am nächsten Morgen war Metwalli aus Kafr El Teen verschwunden. Keiner suchte ihn und keiner wunderte sich, wo er geblieben war. Er aber saß in einem Nachbardorf, in Al Ramla oder Bahout, in einer belebten Straße mitten auf dem Wochenmarkt und verschacherte ein paar Meter verschmutztes weißes Tuch, von dem niemand ahnte, daß es noch vor wenigen Stunden als Leichentuch gedient hatte.

## VIII

Das Auto kam ins Dorf gefahren, angekündigt von einem schrillen Hupen, gefolgt von einer Staubwolke, einem Schwarm Kinder und ein paar streunenden Hunden. Vier Männer stiegen aus, darunter ein Krankenpfleger mit einer Tasche in der Hand, sowie ein Polizist mit einem Hund, der an der Leine riß. Andere Männer gingen geschäftig hin und her und hielten die neugierige Menge zurück oder schlugen den Kindern mit Knüppeln auf die Hintern.

Alle Einwohner von Kafr El Teen hatten sich am Ufer versammelt. Die Männer trugen *galabeyas* und hielten Stöcke in den Händen. Die Frauen hatten sich in schwarze Tücher gehüllt. Fliegen setzten sich den nackten Kindern, deren Nasen liefen, auf das Gesicht. Alle waren da bis auf drei Menschen. Zakeya hockte wie immer am staubigen Eingang ihrer Hütte, und Zeinab saß neben ihr. Beide schwiegen und starrten mit zornigen, beinahe herausfordernden Blicken auf die Straße.

Kafrawi hockte in einiger Entfernung in einem Maisfeld am Dorfrand, wo er sich versteckt hielt. Er hörte die Stimmen näherkommen, angekündigt vom Bellen und Winseln des Hundes. Er wußte, daß sie ihn gefunden hatten, daher trat er aus dem Feld hervor und erklimmte die Böschung. Kinder entdeckten ihn und riefen: »Kafrawi, Kafrawi!«, und liefen hinter ihm her, aber er war schneller und erreichte den Fluß. Bevor der Hund, der wütend an seiner Leine zerrte und den Polizisten hinter sich herzog, sich auf ihn stürzen konnte, hatte er sich ins Wasser geworfen. Er wußte nicht, warum er davonlief oder wohin er ging. Er wollte sich so weit wie möglich von etwas entfernen, das ihm Angst machte, wollte

einfach nur weglaufen, ohne zu wissen, wohin. Er wußte nicht, was zwischen dem Augenblick, als er neben dem Büffel gelegen hatte, und dem Moment, als sein Körper auf dem kalten Wasser aufschlug, geschehen war.

Er hörte, wie das Wasser aufspritzte, und wußte, daß jemand schnell hinter ihm herschwamm und immer näher kam. Er ruderte mit Armen und Beinen und blickte krampfhaft zum anderen Ufer, als würde er dort in Sicherheit sein. Er hatte vergessen, daß sich die Orangenhaine des Bürgermeisters von Kafr El Teen am anderen Ufer befanden.

Die am Fluß versammelten Dorfbewohner standen im Hintergrund, vor ihnen drängte sich eine Gruppe von Männern, die sich aus dem Offizier mit dem Hund, dem Polizeichef sowie einigen Dorf- und Bezirkspolizisten zusammensetzte. Sie verfolgten die beiden Schwimmer mit den Augen, waren aufgeregt wie Zuschauer bei einem Wettkampf und gespannt, wer von den beiden gewinnen würde. Sobald sich der Abstand zwischen den beiden vergrößerte, freuten sich die Dorfbewohner insgeheim, denn sie hofften, daß Kafrawi dem Polizisten entkommen würde. Ihr Instinkt sagte ihnen, daß er kein Mörder oder Verbrecher war. Sie haßten alle Polizisten und ihre Hunde, alle Offiziere, alle Gesetzesvertreter und die Regierung. Es war der unterdrückte, uralte Haß der Bauern auf ihre Regierung. Sie wußten, daß sie so oder so immer Opfer waren und ausgebeutet wurden, wenn sie auch meistens nicht verstanden, warum das so war.

Der Offizier sah dem Geschehen mit kalter Gleichgültigkeit zu, ab und zu warf er einen Blick auf seine Armbanduhr, als hätte er eine wichtige Verabredung und die Absicht, die Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Auch den Hund schienen die Vorgänge wenig zu kümmern. Er streckte sich wohligh in der Sonne aus und schien die Schönheiten der Natur zu genießen, als hätte er seit langer Zeit

keine Möglichkeit dazu gehabt. Nur der Polizeichef wirkte nervös. Sobald sich der Abstand zwischen den beiden Schwimmern verringerte, rief er aufmunternd: »Gut gemacht, Bayumi!«

Seine Stimme hallte in Bayumis Ohren wie ein Trompetenschall wider und spornte ihn an, schneller zu schwimmen. Warum er das tat, wußte er selbst nicht. Er hatte den Auftrag, dieses Tier zu fangen, mehr nicht. Er wollte nicht weiter darüber nachdenken. Als er den Befehl bekam, den Mann zu verhaften, hatte er schnell wie eine Kugel seine Verfolgung aufgenommen.

Kafrawi sprang nackt wie er war aus dem Wasser ans Ufer und lief kreuz und quer durch den Orangerhain. Bayumi war ihm dicht auf den Fersen, und auch er war nackt bis auf ein sackartiges Unterhemd. Er war groß und kräftig, und sein Gesicht war hart wie Granit. Es war das Gesicht eines Polizisten, das weder Freude noch Trauer, weder Angst noch Hoffnung ausdrückte, ein Gesicht, das kein Gefühl verriet und keinen Gedanken, denn sie waren bereits so lange unterdrückt, daß nichts von ihnen übrig geblieben war. Es war leblos wie ein Bronze Gesicht oder wie ein kupferner Türklopfer, der den Menschen im Haus ankündigt, daß draußen jemand steht, der sie in ihrer Ruhe stören will. Auch sein Körper war hart und kupfern, und er rannte, schwamm oder lief mit unverändert gleichmäßigen und schwungvollen Bewegungen, so unermüdlich und ausdauernd, daß er nichts Menschliches an sich hatte, daß er nicht aus Fleisch und Blut sein konnte, sondern wie ein Roboter mit eisernen Gelenken und Gliedern wirkte.

Kafrawi versteckte sich hinter einem Baum. Er sah Bayumi auf sich zukommen, und eine schreckliche Angst überfiel ihn, als hätte er etwas gesehen, das nicht Mensch noch Teufel, das

weder lebendig noch tot, sondern ein böser Geist in Menschengestalt war.

Die Angst schlug wie eine eiskalte Welle über ihm zusammen. Er konnte seinem Körper nicht länger folgen, er verstand nicht, was er tat, ob er sich hinter den Bäumen versteckte oder sich zwischen ihnen hindurchschlängelte. Denn dieser unheimliche Schatten jagte mit mechanischen Bewegungen hinter ihm her, die weder langsam noch schnell waren, ähnlich wie die Zeiger einer Uhr, die unaufhaltsam bis zum Moment der Hinrichtung voranschreiten. Als sich die stählerne Hand um seinen Arm legte, wußte er, daß seine Zeit abgelaufen war, und er sagte mit ruhiger, leiser Stimme: »Wahrlich, ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah.« Dann wurde ihm schwarz vor den Augen und er hörte und sah nichts mehr. Nichts bewegte sich mehr in dieser Schwärze, als wäre sein Leben plötzlich zu Ende und der Augenblick gekommen, in dem er abtreten mußte.

Als er wieder zu sich kam und wieder hören und sehen konnte, blickte er sich erstaunt um. Er befand sich in einem großen Raum voller Menschen, die ihn anstarrten. Vor ihm saßen drei Männer hinter einem hohen Tisch.

Einer der Männer gestikulierte aufgeregt mit den Händen und warf ihm drohende Blicke zu. Er sah sich wieder nach allen Seiten um und versuchte zu verstehen, was geschah. Plötzlich bohrte sich spitz wie ein Nagel ein Finger in seine Schulter, und eine dünne, scharfe Stimme drang an sein Ohr: »Hast du nicht gehört? Warum antwortest du nicht?«

Kafrawi öffnete den Mund und sagte: »Redet jemand mit mir?«

Wieder zerriß die dünne, scharfe Stimme die Luft: »Ja, schläfst du denn? Wach auf und beantworte die Fragen Seiner Exzellenz!«

Kafrawi wußte nicht, wer Seine Exzellenz sein sollte, ebensowenig konnte er sich erklären, wo er war. Bestimmt war er nicht mehr in Kafr El Teen, vielleicht in einem anderen Dorf, vielleicht sogar in einer anderen Welt? Er wunderte sich, wie er hierher gekommen war.

Plötzlich hörte er, wie jemand mit wütender Stimme sagte:  
»Wie heißt du?«

»Kafrawi«, antwortete er.

Da war wieder die wütende Stimme: »Dein Alter?«

Er zögerte einen Moment, dann antwortete er: »Vierzig oder fünfzig.«

Er hörte die Anwesenden lachen und wußte nicht, warum.

Und wieder sagte die wütende Stimme: »Du bist des Mordes an Elwau angeklagt und solltest lieber ein Geständnis ablegen, statt wie eine Katze um den heißen Brei herumzureden.«

»Was für ein Geständnis?« fragte er.

»Daß du Elwau getötet hast.«

»Ich habe ihn nicht getötet. Elwau war ein guter Mann.«

Die Stimme fuhr fort: »Wußtest du nicht, daß es Elwau war, der deine Tochter Nefissa vergewaltigt hat?«

»Das habe ich gehört.«

»Und wolltest du ihn nicht töten, nachdem du das gehört hast?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Der Gedanke ist mir nicht gekommen.«

»Ist das normal für einen Mann, dessen Ehre beschmutzt worden ist?«

»Das weiß ich nicht«, antwortete Kafrawi.

Die Stimme klang immer wütender. »Ist das natürlich?«

»Was bedeutet ›natürlich‹?«

Wieder hörte er Lachen und sah sich erstaunt um. Warum lachten die Leute immerzu? Vielleicht hatte es gar nichts mit ihm zu tun?

Die Stimme fragte weiter. »Warum bist du an jenem Freitag auf dem Feld geblieben, statt wie alle Männer des Dorfes zum Gebet in die Moschee zu gehen?«

»Ich gehe nicht mehr zum Gebet, seit Nefissa fort ist.«

»Warum?«

»Nefissa ist immer bei dem Büffel geblieben, wenn ich beten ging.«

»Hast du nicht gewußt, daß Elwau anders als alle Männer des Dorfes am Freitag nie in die Moschee ging?«

»Ja.«

»Hast du es gewußt oder nicht?«

»Ja, ich wußte es. Jeder wußte, daß Elwau nicht in die Moschee ging.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht, warum. Die Leute sagen, weil der Großvater seiner Mutter ein Kopte war, aber nur Allah kennt den Grund.«

Hinterlistig fragte die Stimme: »Hast du Elwau nicht leiden können?«

»Nein.«

»War es nicht deine Überzeugung, daß ein Mann wie er das Ritualgebet verrichten muß, wie es Allahs Wille ist?«

»Elwau war ein guter Mann«, antwortete Kafrawi.

»Weißt du nicht, daß Beten vor Sünde schützt?«

»Ja, das hat uns Scheich Hamzawi immer gesagt.«

»Und Elwau hat deine Tochter vergewaltigt und eine schwere Sünde begangen!«

»Das ist behauptet worden.«

»Du bestehst also darauf, daß du ihn nach allem, was geschehen ist, nicht töten wolltest?«

»Nein, ich wollte ihn nicht töten.«

»Und warum wolltest du ihn nicht töten.«

»Elwau war ein guter Mann«, wiederholte Kafrawi.

Und die Stimme fragte hartnäckig weiter: »Und deine Ehre? Liegt dir nichts an deiner Ehre und an der Ehre deiner Familie?«

Kafrawi schwieg einen Moment, dann antwortete er: »Doch.«

Mit kaum verhohlener Genugtuung sagte die Stimme: »Und deshalb hast du Elwau getötet.«

»Aber ich habe ihn nicht getötet.«

Wieder klang die Stimme sehr wütend: »Und warum hat man dich bei der Leiche gefunden?«

Kafrawi schwieg, er versuchte sich zu erinnern, aber sein Gedächtnis ließ ihn im Stich. Er antwortete nicht.

Die wütende Stimme fragte: »Und warum bist du weggelaufen, warum wolltest du fliehen?«

»Ich hatte Angst vor dem Hund.«

»Weißt du, warum der Hund von allen Männern des Dorfes gerade dich ausgesucht hat?«

»Nein. Der Hund weiß das.«

Er hörte Lachen und drehte sich erstaunt um. Warum lachten die Leute schon wieder?

Jetzt war die Stimme außer sich vor Wut. »Versuche nicht, mich hinters Licht zu führen! Du solltest lieber ein Geständnis ablegen. Weißt du, was dich erwartet?«

»Nein«, sagte er.

Wieder dröhnte das Lachen in seinen Ohren. In seinen Augen lag Verwirrung. Gleich darauf spürte er, wie sich die stählerne Hand um seinen Arm legte und ihn durch einen langen, dunklen Korridor führte. Er schloß die Augen und murmelte:

»Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah.«

## IX

Zakeya saß am staubigen Eingang ihrer Hütte, mit Zeinab an ihrer Seite. Beide hüllten sich in Schweigen und blickten zornig und herausfordernd auf die Straße. Vor ihnen ragte das hohe Tor mit den Eisenstäben auf. Es schien den Zutritt zu verwehren und das Ufer und das vorbeiziehende Wasser auszusperren. Von Zeit zu Zeit öffnete es sich vor dem Bürgermeister, der groß und breitschultrig mit langsamen, gleichmäßigen Schritten die Straße betrat, gefolgt von ein paar Männern. Seine blauen Augen blickten hochmütig geradeaus. Nie sah er zu Boden, und nie sah er, daß Zakeya und Zeinab schweigend vor ihrer Hütte saßen und nachdenklich vor sich hinstarrten.

Zakeyas Hände ruhten in ihrem Schoß, auf ihrer weiten, schwarzen *galabeya*. Es waren große Hände mit schwieliger, rissiger Haut, und in ihren Innenflächen war deutlich der Abdruck der Hacke zu sehen, die sie immer fest umklammerte, wenn sie das Feld umgrub. Ihre Fingernägel hatten schwarze Ränder und rochen nach Dung und feuchter Erde. Ab und zu nahm sie die Hände hoch und hielt sich den Kopf, oder sie wischte den klebrigen Schweiß ab oder sie verjagte eine Mücke. Zeinab saß neben ihr und war damit beschäftigt, das Getreide zu sieben oder Dung und Stroh zu kneten und zu Fladen zu formen, die wie Brotlaibe aussahen. Manchmal stand sie auf, hob den Wasserkrug auf den Kopf und ging zum Fluß. Sie war hochgewachsen und schlank, ihre großen dunklen Augen waren geradeaus gerichtet und nahmen weder die Passanten wahr noch die Hütten, Geschäfte oder Ställe. Sie lächelte nicht, und anders als die anderen Frauen des Dorfes grüßte sie niemanden. Wenn sie an Haj Ismails Geschäft

vorbeiging, beschleunigte sie ihren Schritt. Sie hatte das Gefühl, die blauen Augen würden ihren Rücken versengen, durchdringend und grausam war der Blick, er entblößte sie und weidete sich an ihren schönen Beinen, an ihren runden Formen, an ihren prallen Schenkeln und ihrem vollen Bauch, an ihrer frischen Haut und ihrer schlanken Taille und an ihrem langgestreckten, schmalen Rücken.

Sie verhüllte ihr Gesicht und ihre Brust mit dem Tuch. Doch die stechenden Augen, die keine Zärtlichkeit und keine Ruhe kannten, bohrten sich durch ihr Gewand, wenn sie die Flußböschung erklomm oder hinabstieg, wanderten über ihren Rücken und ihre spitzen Brüste, die bei jedem Schritt auf- und abwippten. Sie ging schnell voran, den Blick geradeaus gerichtet, mit geröteten Wangen, ihre vollen Lippen bebten und ihre biegsame Gestalt schien zu schweben.

Wenn sie zurückkam, stellte sie den Wasserkrug auf die Erde und setzte sich, noch atemlos, neben ihre Tante Zakeya. Ihr Herz schlug schnell, ihre Brust hob und senkte sich und ihre Stirn war schweißnaß.

Zakeya betrachtete sie eine Weile wortlos, dann sagte sie mit leiser, müder Stimme: »Stimmt etwas nicht mit dir, mein Kind?«

Aber Zeinab antwortete nicht, und so fiel Zakeya in Schweigen zurück, bis sie ihre übliche Klage anstimmte.

»Wo bist du nur, mein Sohn Galal? Bist du lebendig oder tot? O Gott, wenn ich wüßte, daß er tot ist, würde mein Herz endlich zur Ruhe kommen. Und jetzt haben sie auch Kafrawi abgeholt. Wer weiß, ob er jemals zurückkommen wird? O Gott, waren Galal und Nefissa nicht genug? Mußtest du mir auch noch Kafrawi wegnehmen? Alle sind fort, das Haus ist leer, Zeinab ist noch so jung und ich bin alt. Wer wird sich um den Büffel kümmern und das Getreide ernten?«

Zeinab wischte sich den Schweiß mit dem Tuch ab und sagte: »Ich bin jetzt erwachsen und werde mich um den Büffel kümmern und das Getreide ernten und mich um das Haus und alles andere kümmern, bis mein Vater zurückkommt. Denn Vater wird zurückkommen, genauso wie Galal und Nefissa.«

»Wer fortgeht, kommt nie wieder zurück, mein Kind.«

»Gott weiß, in welcher Not wir uns befinden, und er wird uns nicht verlassen.«

Takeya schien mit sich selbst zu sprechen. »Keiner wird zurückkommen. Wer fortgeht, kommt nicht zurück. Auch Kafrawi wird nicht zurückkommen.«

»Du wirst sehen, daß mein Vater zurückkommt«, sagte Zeinab heftig. »Er wird ihnen sagen, daß er niemand getötet hat, und sie werden ihm glauben. Jeder weiß, daß mein Vater ein guter Mann ist und nie einen Menschen töten könnte.«

Die alte Frau seufzte: »Die Leute hier kennen ihn. Aber dort kennt ihn niemand. Wäre Galal hier, dann hätte er ihn begleiten können, denn er kennt die Menschen dort und hätte ihm helfen können. Aber Galal ist nicht hier. Er war immer allen behilflich, selbst Fremden, und er hätte auch seinem Onkel Kafrawi helfen können.«

»Möge Allah ihm zu Hilfe kommen.«

»Mein Kind, Allah allein reicht nicht.«

Zeinab riß ihre großen schwarzen Augen weit auf und sah sie erstaunt an. »Der allmächtige Gott möge sich unserer erbarmen. Allah ist groß und hilft allen. Tante, warum stehst du nicht auf, verrichtest deine Waschungen und flehst Gott um Hilfe an?«

Takeya wehrte mit den Händen ab. »Ich habe nicht aufgehört, zu Gott zu beten und ihn um Hilfe anzuflehen. Aber mit jedem Tag vergrößert sich unser Elend und unser Leid.«

Ihre Stimme klang nicht zornig. Sie war ruhig und unnahbar. Zeinab wunderte sich. In den Augen ihrer Tante lag ein

eigenartiger Ausdruck. Ein dunkler Schauer erfaßte sie und lief ihr kalt den Rücken hinunter. Ihre Hände zitterten, als sie Zakeyas Hand ergriff.

»Was hast du, Tante?« fragte sie besorgt. »Deine Hand ist eiskalt.«

Zakeya antwortete nicht und starrte unentwegt vor sich hin. Zeinabs Hand zitterte noch, als sie sie an der Schulter faßte:

»Was hast du, Tante? Sag doch, was du hast«, bat sie.

Doch Zakeya schwieg und rührte sich nicht. Entsetzt schlug das Mädchen die Hände über dem Gesicht zusammen und rief: »Tante Zakeya! O mein Gott, was ist mit meiner Tante Zakeya geschehen?«

Sofort füllte sich der Hof mit dunklen Gestalten. Sie drängten sich am staubigen Eingang der Hütte, füllten Hof und Straße und schoben sich zwischen Zakeya und das hohe Eisentor, auf das ihre Augen gerichtet waren.

Und plötzlich war es, als läge sie auf dem Bauch, sie sah die dunklen Eisenstäbe auf sich zukommen, immer näher, wie lange eiserne Beine, die sie in jedem Moment niederzutrampeln drohten. Sie leckte sich den Staub von den Lippen und schrie so laut sie konnte, damit ihre Mutter sie hörte und sie schnell unter den hohen Beinen des Büffels hervorholte. Und ihre Mutter kam gerade rechtzeitig, bevor der Büffel sie erdrückte. Dieser sonderbare Traum suchte sie oft heim. In anderen Nächten träumte sie, daß sie auf einem Berg stand, von dem sie plötzlich hinunterfiel in einen Fluß, und sie begann, in die Tiefe zu sinken. Aber sie schwamm mit allen Kräften, obwohl sie nicht schwimmen konnte, und gelangte ans Ufer. Kaum hatte sie sich an Land gezogen, als sich ein hohes Eisentor vor ihr aufrichtete. Sie lag zwischen ihrem Mann Abdel Moneim und ihrem Sohn Galal auf einer Matte. Sie hörte, wie sie atmeten, und schlug die Augen auf. Hinter dem vergitterten Fenster sah sie einen Mann, er schob einen

Handkarren voller Kalbsköpfe, Kalbsfüße und Eingeweide vor sich her, von dem das Blut auf die Erde tropfte. Der Fremde starrte sie an, während er auf sie zukam. Er streckte seinen langen Arm aus und wollte ihr die Fußspange entreißen. Als er dicht neben ihr stand, waren es plötzlich Om Sabers Augen. Diese beugte sich über sie und bog ihre Schenkel auseinander, holte eine Rasierklinge hervor und wollte ihr den Hals abschneiden. Sie wollte schreien, aber ihre Stimme versagte. Dann wollte sie weglaufen, aber ihre Füße waren wie festgenagelt. Sie wendete den Kopf und sah ihren Sohn Galal, der neben ihr schlief. Als sie ihn umarmen wollte, schien er immer weiter fortzurücken, da griff auf der anderen Seite eine Hand nach ihr. Sie drehte sich um und sah ihren schlafenden Ehemann. Plötzlich stand er auf und schlug auf ihren Kopf und ihre Brust ein. Dann stieß er mit dem Fuß in ihren Bauch, in dem sie ein Kind trug. Wieder wollte sie schreien, und wieder hatte sie keine Stimme, und dann war er ganz dicht bei ihr und riß ihr die *galabeya* vom Leib, und sie war ganz nackt. Seine Finger legten sich auf ihre Brust, glitten über ihren Bauch und zwischen ihre Schenkel. Er ließ sich mit seinem schweren Gewicht auf sie fallen und preßte sie so fest an sich, daß die Erde unter ihnen zu beben begann. Als sie die Augen aufschlug, war das Gesicht ihres Mannes Abdel Moneim verschwunden, und statt dessen hatte sie das Gesicht ihres Bruders Kafrawi vor sich. Sie schrie, so laut sie konnte, aber niemand schien sie zu hören. Kafrawi verbarg sein Gesicht in der Matte und weinte bitterlich. Sie streckte den Arm aus, und als sie sein Gesicht anhub, war es ihr Sohn Galal. Sie wischte ihm mit der Hand die Tränen aus den Augen, wusch ihm Nase und Mund mit dem Wasser aus dem Tonkrug, der in einem Eisenständer in einer Zimmerecke stand, in einer Lache aus Wasser und flüssigem Kot, die nach einer Weile aufgetrocknet war. Und die Trockenheit breitete sich langsam über den

Körper ihres Sohnes aus, der auf die Größe eines Kaninchens zusammenschrumpfte. Sie schaufelte ein Loch und begrub ihn unter der Erde. In diesem Augenblick kam ihr Mann vom Feld zurück, und weil er seinen Sohn nirgendwo finden konnte, schlug er sie wieder. Denn so war es immer: jedesmal, wenn einer ihrer Söhne starb, schlug er blind auf sie ein mit allem, was ihm in die Hände fiel. Und dasselbe tat er, wenn sie eine Tochter zur Welt brachte. Sie hatte zehn Söhne und sechs Töchter geboren, aber das einzige Kind, das überlebt hatte, war Galal. Alle anderen waren jung gestorben, so war das Leben nun einmal. Man konnte nie wissen, wann ein Kind starb.

Sie sah die vielen Augen, die sie anstarrten, und sagte leise: »Galal ist als einziger am Leben geblieben. Aber jetzt ist er fortgegangen, und er wird nicht zurückkommen. Auch Kafrawi und Nefissa sind fort. Das Haus ist leer, und Zeinab ist jung. Und ich bin zu alt, um noch von Nutzen zu sein. Es ist niemand mehr da, um sich um den Büffel zu kümmern und das Getreide zu ernten.«

Sie hörte einen Chor von Stimmen in einem Atemzug antworten: »Gott ist groß, Zakeya! Bete zu Gott, daß er sie gesund zu dir zurückschickt!« Und sie antwortete, ohne sie anzusehen: »Ich habe so oft zu Gott gebetet, ihn angefleht, sich unser zu erbarmen, aber er hat mich nie gehört und nie geantwortet.«

Und die Stimmen riefen in einem Atemzug: »O Gott, vergib ihr, was sie gesagt hat. Vergib uns allen. Du allein bist allmächtig. Ohne dich sind wir hilflos und ohne Kraft.«

## X

Zakeya hockte noch immer auf der Erde, an demselben Platz. Sie schloß die Augen, öffnete sie wieder und schloß sie erneut. Bei geschlossenen Augen sah sie das hohe Tor, das vergitterte Fenster und den Mann dahinter mit dem Handkarren voller Kalbsfüße, Kalbsköpfe und blutiger Eingeweide. Er versuchte, sie am Fuß, am Bein zu fassen und wollte sie mit einem großen Messer umbringen. Da riß sie entsetzt die Augen auf und sah die vielen Gesichter über sich. Sie erkannte nur ihre Nichte Zeinab und Om Saber, die mit übergeschlagenen Beinen vor dem Kerosinofen saß, auf dem ein Blechtopf stand. Weiße Rauchwolken, Weihrauchdüfte stiegen in die Luft und vermischten sich mit dem Gewirr von Stimmen und unverständlichen Lauten. Sie beobachtete die Bewegungen und Gesten der versammelten Männer und Frauen, aber sie konnte sich nicht erklären, was sie dort machten. Eine Gruppe von Frauen tanzte im Kreis um den dampfenden Topf. Sie schüttelten ihre Brüste und Hüften im Rhythmus der Trommeln, und ihr langes, wirres Haar wirbelte durch die Luft. Ihre Münder waren weit aufgerissen, und sie wiederholten einen langsamen Gesang: »O Scheich, dir gehorchen die Geister, verscheuche sofort den bösen Geist aus diesem Menschen!« Einige Männer zuckten und schüttelten sich ebenfalls zu den Trommelschlägen. Sie trugen weiße Turbane, deren lange Enden wie Schwänze über ihren Rücken fielen.

Om Saber ging zwischen den Männern und den Frauen hin und her. Sie hatte eine *melaya*, ein langes Tuch aus schwarzer Seide, um ihren Körper gewickelt. Sie war klein und mager und hatte flache Brüste, aber ein ausladendes Gesäß, das sie

wild schüttelte, während sie zwischen den Tanzenden hin und her wirbelte. Von vorn wirkte sie wie ein Mann, von hinten wie eine Frau. Ihre schnellen, kraftvollen Bewegungen ließen sie jung erscheinen, aber ihr Gesicht war alt und zerfurcht. Mit den Männern tanzte sie wie mit den Frauen: sie ließ ihren Körper langsam kreisen und schlug ihnen dabei auf die Hüften. Sie tanzte und lachte, und im nächsten Augenblick schlug sie sich ins Gesicht und schrie herzerreißend. Schmutzige Witze erzählte sie mit derselben Stimme, mit der sie Verse aus dem Koran rezitierte oder Beschwörungen aussprach. Niemand kritisierte, was sie tat. Für die Dorfbewohner von Kafr El Teen war sie Om Saber, die *daya*, weder Mann noch Frau, sondern ein asexuelles Wesen, das keine Verwandte und keine Nachkommen hatte. Sie wohnte in einer dunklen Lehmhütte neben der Tänzerin Nafoussa auf einem Gelände in der Nähe der Moschee. Niemand wußte, woher und wann sie ins Dorf gekommen und wo sie geboren war. Niemand konnte sich vorstellen, daß sie einmal sterben würde, denn sie war von morgens bis abends auf den Beinen, ging von Haus zu Haus und half den Frauen bei der Geburt, beschnitt den Mädchen die Klitoris, bohrte ihnen Löcher in die Ohren, streute eine Woche nach der Geburt eines Kindes Salz in der Hütte aus und tröstete die Frauen am vierzigsten Tag ihrer Witwenschaft. Sie war bei allen Festen anwesend, egal, ob gefeiert oder getrauert wurde. Auf Hochzeiten stimmte sie den Freudengesang an und färbte den Mädchen und Frauen die Füße mit Henna. In der Hochzeitsnacht zerriß sie das Hymen der Braut mit dem Finger, und wenn es bereits zerrissen war, verheimlichte sie die Tatsache, indem sie das weiße Handtuch, das für das jungfräuliche Blut vorgesehen war, mit Hühner- oder Kaninchenblut bespritzte. Und wenn Anlaß zur Trauer war, kannte ihr Schmerz keine Grenzen. Sie schlug sich unaufhörlich ins Gesicht und schrie herzerreißend, stimmte

ein Klagelied für den Verstorbenen an, und wenn es eine Frau war, wusch sie die Leiche. Sie war unaufhörlich damit beschäftigt, die Probleme der Frauen zu beseitigen, machte Abtreibungen mit Hilfe eines *mouloukheya*-Stengels, erwürgte ein Neugeborenes, wenn es sein mußte, oder ließ es verbluten, indem sie es unterließ, die Nabelschnur abzubinden. Die Einwohner von Kafr El Teen kannten sie gut. Sie war Bestandteil aller Haushalte, keiner kam ohne sie aus. Sie arrangierte Hochzeiten, führte Paare zusammen, fand den Mädchen passende Ehemänner und den Männern zukünftige Bräute, rettete den guten Ruf einer Familie und die Tugend junger Frauen und half zu verheimlichen, was ihre Ehre beschmutzen, einen Skandal auslösen, zu einer Katastrophe führen oder als Zeichen der Untreue zwischen Eheleuten angesehen werden konnte. Kranke behandelte sie mit volkstümlichen Heilmethoden, sie beteiligte sich am *zar*, der Austreibung der bösen Geister, sie tanzte und sang, sie schlachtete Tiere und verspritzte das Blut, ließ Weihrauch abbrennen und fand die Verstecke, in denen die Menschen ihre Habe verborgen hielten. Und wenn sie einmal nichts von alledem tat, ging sie mit einem großen Korb auf dem Kopf von Haus zu Haus und verkaufte Taschentücher, Weihrauch, Kaugummi und Schnupftabak, legte Karten und sagte aus dem Kaffeesatz die Zukunft voraus.

Zakeyas Gesicht war schweißüberströmt, egal, ob sie ausgestreckt auf dem Boden lag, saß oder stand. Sie wechselte wie betäubt von einer Stellung in die andere und wußte nicht, was mit ihr geschah. Die Menschen um sie herum zitterten und schwankten, fielen zu Boden und standen wieder auf, ihre Körper waren schweißgebadet. Die Frauen erkannte sie an den Bewegungen ihrer Brüste und Gesäße, die Männer an den zitternden langen Bärten, die ihre Gesichter einrahmten.

Noch immer strömte ihr der Schweiß aus allen Poren. Wenn sie sich ihn vom Gesicht wischte, war ihre Hand dunkelrot, denn Om Saber bespritzte sie unaufhörlich mit dem Blut eines Hahns, den sie selbst geschlachtet hatte. Dann tauchte einer der Männer seine Hände in das Blut, und Zakeya fühlte, wie sie durch den Ausschnitt ihrer *galabeya* glitten und ihre Brüste mit dem Blut beschmierten. Danach fielen zahlreiche Hände über sie her, sie berührten sie am ganzen Körper, zwickten und drückten sie und bespritzten sie mit Blut, so daß sie bald völlig durchnäßt war. Irgendwann schob sich eine schwere Hand zwischen ihre Beine und rieb ihre Schenkel mit dem Blut ein. Sie wußte nicht, ob es die Hand einer Frau oder eines Mannes war, die so fest zudrückte. Sie schlug die Hände über ihrem Gesicht zusammen und gab mehrere Schreie von sich, sie schien in Trance zu sein. Die Menschen standen im Kreis um sie und sangen wie rasend: »O Scheich, dir gehorchen die Geister, treibe sofort den bösen Geist aus diesem Menschen aus.« Das Jammern und Schreien mischte sich in ihren Ohren mit den Trommelschlägen und dem wilden Stampfen. Alles schien miteinander zu verschmelzen, Schweiß und Blut, die Gesichter der Männer mit den Gesichtern der Frauen, alle Unterschiede waren verwischt. Sie konnte Om Saber nicht mehr von Scheich Metwalli und Zeinab nicht mehr von der Tänzerin Nafoussa unterscheiden. Zeinab wirkte größer und runder als sonst, sie schwebte und wirbelte wie Nafoussa durch die Luft. Ihr Haar hatte sich gelöst und wirbelte durch die Luft wie Nafoussas Haar, das wirr von ihrem Kopf abstand. Sie warf es mit einer plötzlichen Kopfbewegung nach vorn über ihre spitzen Brüste, dann warf sie den Kopf zurück in den Nacken, so daß ihr Haar über ihre runden, kreisenden Hüften fiel. Ihre *galabeya* war vom Saum bis zur Taille aufgerissen, und sobald sie mit den Füßen stampfte, war die glatte Haut ihrer Beine und Schenkel zu sehen, und jedesmal gab der Stoff

nach und der Schlitz wurde größer. Jetzt waren ihre nackten Brüste zu sehen, und die runden Linien ihres vollen Bauchs, ihr rasend zuckendes Fleisch. Die Körper um sie herum schwankten, taumelten, fielen zu Boden und standen wieder auf. Die Männer und Frauen schlossen sich zu einem Kreis zusammen, der sich endlos drehte. In seiner Mitte tanzten Nafoussa und Scheich Metwalli. Seine Hände, seine Knie und seine Füße berührten ihre Schenkel, ihren Bauch, ihre Brust. Sie riß an ihrem langen Haar und rief aus vollem Hals: »O Scheich, dir gehorchen die Geister, treibe sofort den bösen Geist aus diesem Menschen aus.« Scheich Metwalli und die anderen fielen in ihren Gesang ein und schrien, so laut sie konnten.

Takeyas Körper bewegte sich jetzt von ganz allein, er schien eigenen Gesetzen zu gehorchen. Sie sah, wie ihre Füße auf den Kreis der Tanzenden zgingen, wie ihr Körper sich durch sie hindurchschob und begann, sich hin und her zu wiegen und zu taumeln wie die anderen. Das Band, das ihr Haar zusammenhielt, löste sich, und ihr Haar senkte sich wie eine schwarze Wolke über ihr Gesicht. Eine Hand legte sich auf ihre Brust, Finger krallten sich in ihr Fleisch, und ein Schmerz, der schärfer war als ein Schlangenbiß, durchzuckte sie. Sie stieß einen Schrei aus, ihr Mund war aufgerissen, sie jammerte und kreischte, es war eine schrille Wehklage über das Leid, die sie ihr ganzes Leben unterdrückt hatte, seit dem Tag, an dem sie geboren wurde und ihr Vater ihre Mutter auf den Kopf schlug, weil sie ihm nicht den erwünschten Sohn geboren hatte. Diese Wehklage war in vielen weit zurückliegenden, leidvollen Momenten ihres Lebens entstanden: als sie hinter dem Esel herlief und sich die Fußsohlen auf der heißen Erde verbrannte, als sie zum ersten Mal Salzgurken und grünen Pfeffer aß, die die Bauern zu ihrem Brot verzehrten, und in ihrem Magen ein Feuer brannte. Als Om Saber ihre Beine

auseinanderbog und mit der Rasierklinge ein Stückchen Fleisch wegschnitt. Als ihre Brüste größer wurden und die Männer hineinkniffen, wenn niemand da war, der sie daran hinderte. Als ihr Mann Abdel Moneim sie mit dem Stock schlug und sich anschließend mit seinem schweren Gewicht auf sie warf. Als sie ihm Kinder gebär und dabei blutete und eins nach dem anderen begraben mußte. Als Galal seine Uniform anzog und nicht mehr zurückkam, als Nefissa fortgegangen war und die Kinder im Chor »Nefissa und Elwau« riefen. Als das Auto mit den Männern und dem Hund aus der Stadt ins Dorf gefahren kam und Kafrawi abholte und wieder davonfuhr.

Ihre Wehklage war in diesen und vielen anderen Momenten entstanden, die sie nicht vergessen konnte. Sie war so alt wie das Leben, so lang wie die endlosen Stunden des Tages und der Nacht. Und sie ging weiter, als sie mit aller Kraft an ihren Haaren zog, als sie ihre *galabeya* zerriß und ihre Fingernägel in ihr Fleisch bohrte, als wollte sie sich zerfetzen. Die Wehklage ging weiter, als Om Saber ihren Kopf und ihren Körper mit dem Blut eines geschlachteten Hahns bespritzte.

»Du mußt schreien, Zakeya«, rief sie. »Du mußt den Teufel aus deinem Körper vertreiben. Schrei so laut und so lange, wie du kannst.«

Jetzt stießen alle schrille Schreie aus, Zakeya und Om Saber, Nafoussa und Zeinab, Scheich Metwalli und alle anwesenden Männer und Frauen des Dorfes Kafr El Teen. Alle fielen in die Wehklage ein, die so alt war wie das Leben, die bei ihrer Geburt eingesetzt hatte und fort dauerte, als sie geschlagen wurden, als ihnen die Fußsohlen und die Mägen brannten, als sie die Bitterkeit ihrer Galle zu schmecken bekamen und der Tod ihnen ihre Kinder eins nach dem anderen entriß.

## XI

Aber der Teufel wollte Zakeyas Körper nicht verlassen. Er blieb in ihr sitzen, ritt auf ihrem Rücken und sprang auf ihre Brust. Sie keuchte, war außer Atem, als sie sich aufrichtete und beobachtete, wie er sich an sie schmiegte und sie mit Galals Augen ansah. Sie holte eine Brust aus ihrem Gewand und versuchte, ihm die dunkle Brustwarze zwischen die Lippen zu stecken, aber da verwandelte sich das Gesicht plötzlich in Abdel Moneims Gesicht, das sie mit der Hand wegschob, und als er sie mit vorwurfsvollem Blick anschaute, hatte es bereits wieder andere Züge angenommen. Jetzt waren es Kafrawis Augen, die sie anstarrten und ihr Herz mit dunklem Entsetzen füllten. Gleich darauf verschwand er hinter einer Tür oder einem vergitterten Fenster und kam mit einem Handkarren zurück, auf dem blutige Kalbsfüße und Kalbsköpfe lagen. Sie fühlte, wie ihr Körper unter der *galabeya* zusammenschrumpfte und spuckte sich schnell in den Ausschnitt, um den Teufel zu vertreiben. Sie rief ihre Nichte Zeinab und schaute sich ängstlich nach allen Seiten um. Als das Mädchen kam, sagte sie: »Zeinab, mein Kind, laß mich nicht allein. Ich fürchte mich. Hinter dem vergitterten Fenster sind die Teufel und sehen mich an.«

Zeinab sah sich um, und als sie nichts entdeckte, antwortete sie: »Tante, das Fenster hat kein Gitter.«

Zakeya zeigte mit zitternden Händen auf das Eisentor und sagte: »Es ist ein Fenster!« Zeinabs Augen folgten den Fingern, die auf das Tor vor dem Haus des Bürgermeisters zeigten, und sie streichelte ihr über den Rücken. »Es ist das Tor des Bürgermeisters. Du brauchst dich nicht zu fürchten.

Versuche zu schlafen. Ich bringe den Büffel zum Feld und bin vor Sonnenuntergang zurück.«

Zakeya hielt sie an der *galabeya* fest. »Nein, Zeinab, laß mich nicht allein.«

»Und wer geht zum Feld? Wer ernährt uns, wenn ich bei dir bleibe?«

Zakeya antwortete: »Galal hat den Büffel zum Feld gebracht. Du bleibst hier bei mir. Laß mich nicht allein.«

Zeinab wischte sich hastig die Tränen aus dem Gesicht. »Galal ist nicht zum Feld gegangen. Ich muß das Getreide ernten, damit wir unsere Schulden bei der Regierung abzahlen können, sonst nehmen sie uns das Land weg und wir müssen betteln gehen.«

In diesem Augenblick war eine Stimme am Eingang der Hütte zu hören. »Wir werden auf keinen Fall zulassen, daß Zakeya und Zeinab an fremden Türen betteln müssen. So lange wir in Kafr El Teen leben, wird das nicht geschehen.«

Zeinab drehte sich um und sah Haj Ismail in der Tür stehen. Ein Auge blickte sie an, während das andere in eine andere Richtung abschweifte.

»Haj Ismail«, sagte sie, »ich muß zu unserem Feld gehen, und wie du siehst, ist Tante Zakeya krank. Sie will weder essen noch trinken und schläft nicht mehr. Die ganze Zeit hat sie Visionen und hört Stimmen, und das macht ihr große Angst.«

»Zakeya ist von einem Teufel besessen«, sagte Haj Ismail. »Er wird sie nicht eher verlassen, bis sie meinen Rat befolgt und tut, was ich ihr sage.«

»Ich will alles tun, damit meine Tante wieder gesund wird, Haj Ismail.«

Er öffnete seine alte Tasche und holte ein großes Blatt Papier hervor, das mit Versen aus dem Koran beschrieben war. Er sprach ein paar unverständliche Beschwörungsformeln, faltete das Papier zusammen und steckte es in einen kleinen

schmutzigen Beutel aus grober weißer Baumwolle. Er hängte ihn Zakeya um den Hals, murmelte dabei weitere Verse und Beschwörungen, rief Gottes Namen an und pries seine grenzenlose Macht, dabei streichelte er ihren Kopf, ihr Gesicht und ihre Brust, zuerst mit den Innenflächen, dann mit dem Rücken seiner Hände.

Dann wischte er sich das Gesicht ab und sagte zu Zeinab, die neben ihrer Tante saß: »Dieses Amulett hat große Kräfte. Es kostet nur fünf Piaster. Jetzt hör mir gut zu, Zeinab, und tu, was ich dir sage. Am nächsten Donnerstag mußt du mit deiner Tante mit dem Bus nach Bab El Hadeed in Kairo fahren. Dort nehmt ihr eine Straßenbahn zur Sayeda Zeinab-Moschee, wo ihr viele heilige Männer und Menschen antreffen werdet, die mit Singen und Beten den Geburtstag von Zeinab, der Tochter des Propheten Mohammed, begehen. Ihr müßt zu ihr beten und in die Lobgesänge einstimmen. Ihr müßt zusammen mit den anderen im Chor viele Male Allahs Namen aussprechen und die Nacht in der Nähe der Heiligen in der Moschee verbringen. Am Freitagmorgen mußt du die Hände zum Himmel heben und das folgende Gebet sprechen: ›O Gott, hör mich an. Tante Zakeya bittet dich um Vergebung für ihre Sünden und wird nie wieder etwas tun, das dir mißfällt. Hab Erbarmen mit ihr, du Barmherziger! < Allah wird deinem Flehen Gehör schenken, und ein heiliger Mann wird sich deiner Tante nähern, ihr das Amulett vom Hals nehmen und es ihr gleich wieder umhängen. Hat er das getan, muß sie ihm eine silberne Zehn-Piaster-Münze geben. Dann müßt ihr beide sofort umkehren und unverzüglich tun, was er euch aufgetragen hat. erinnert euch genau an seine Worte, denn es sind Allahs Befehle. Wenn ihr nicht gehorcht, wird Allah deine Tante Zakeya mit seinem Zorn verfolgen, und der Teufel wird ihren Körper nicht verlassen.«

Zeinab sagte mit dankbarer Stimme: »Möge Allah dir ein langes Leben schenken, Haj Ismail. Ich werde meine Tante zur Sayeda Zeinab-Moschee bringen und alles tun, was Allah mir befiehlt.«

Am Mittwochabend kam Om Saber zu ihnen ins Haus und wusch Zakeyas Körper mit frischem Wasser. Zeinab legte ein paar Münzen in ihr Kopftuch und knotete die Enden zusammen. Das Geld hatten die Nachbarn für sie gesammelt, damit sie die Fahrkarten, die fünf Piaster für das Amulett und die silberne Zehn-Piaster-Münze an denjenigen bezahlen konnte, der ihr Allahs Befehle mitteilen würde. Zakeya schien mit sich selbst zu sprechen: »Sogar Gott will Geld von uns. Dabei weiß er doch, daß wir nichts besitzen, mein Kind.«

Und Zeinab antwortete ihr: »Mach dir keine Sorgen, das Gute, das Allah für die Menschen bereithält, kennt keine Grenzen, und freundliche Menschen findet man überall. Wichtig ist nur, daß Allah dir vergibt und den bösen Geist aus deinem Körper vertreibt.«

## XII

Bevor sich die Morgenröte im Osten ausbreitete, bevor der Hahn krächte und Scheich Hamzawis Stimme zum Gebet rief, öffnete sich das große Holztor knarrend wie ein eingerostetes, altes Wasserrad. Zwei Schatten, deren Köpfe und Schultern in lange schwarze Tücher gehüllt waren, huschten durch die Tür. Das dämmrige Licht fiel auf Zeinabs müdes, blasses Gesicht. Sie blickte zornig und herausfordernd zum Himmel. Neben ihr ging Zakeya mit ihrem ausgemergelten, zerfurchten Gesicht, und ihre großen schwarzen Augen leuchteten im Halbdunkel.

Die Nacht zog sich langsam zurück, und das frühe Morgenlicht schimmerte auf dem Wasserspiegel. Die kleinen, schwachen Wellen sahen aus wie Runzeln in einem alten, traurigen, stillen Gesicht. Windstöße bliesen den Staub die Uferböschung hinunter und weiter über das flache Land, über die dicht aneinandergedrängten Hütten mit den kleinen Fenstern wie blinde Augen, den Türen aus grobem Holz und Wänden aus Lehm und Schlamm.

Das Haus des Bürgermeisters sah dagegen ganz anders aus. Es hatte hohe Wände aus roten Backsteinen, das schwarze Tor mit den hohen Eisenstäben ragte bedrohlich in die Höhe, die Fenster hatten Glasscheiben und Holzrahmen, das Betondach war höher als das Minarett, und es war leer und vollkommen sauber.

Sie gingen und blickten auf die weite Straße vor ihnen. Auf dem Sandweg am Ufer waren die Abdrücke ihrer Füße mit den gespreizten Zehen. Zeinabs Fußabdrücke waren kleiner und deutlicher, denn sie hatte mehr Kraft in den Beinen. Ihre Augen schweiften über den Fluß und die grünen Felder, die

parallel zueinander verliefen und sich bis zum Horizont erstreckten. Sie kamen ihr endlos vor, und sie fragte sich, wie weit es wohl bis zur Sayeda Zeinab-Moschee war und wo sie den Bus nach Bab El Hadeed finden würden. Zakeya war bereits erschöpft, sie stützte sich auf die Schulter ihrer Nichte und setzte stumm und ohne zu klagen ihren Weg fort.

An der Biegung des Flusses stießen sie auf einen großen Maulbeerbaum, in dessen Schatten ein alter Mann und eine junge Frau saßen. Neben ihnen stand ein kleiner Korb. Zeinab blieb stehen und fragte sie nach dem Bus. Der alte Mann sagte: »Ja, mein Kind, wartet hier mit uns. Auch wir gehen nach El Sayeda.«

Sie setzten sich neben die beiden auf die staubige Erde. Der alte Mann sah zwischen ihnen hin und her und fragte: »Mein Kind, ist deine Mutter krank?«

Zeinab antwortete: »Sie ist meine Tante. Meine Mutter ist vor vielen Jahren gestorben, Onkel.«

»Möge sich Allah ihrer erbarmen. Wir müssen alle sterben, das ist unser Schicksal. Aber krank sein ist etwas anderes. Möge Allah euch das Elend der Krankheit ersparen.«

Zeinab betrachtete die junge Frau neben ihm, deren Blick in die Ferne schweifte, als interessiere sie sich nicht für das, was gesagt wurde. Sie fragte den alten Mann: »Ist sie deine Tochter, Onkel?«

»Nein, sie ist meine Frau. Sie war bei guter Gesundheit, und ich weiß nicht, was mit ihr geschehen ist. Über Nacht wollte sie nicht mehr essen und trinken, sie konnte nicht mehr schlafen und hat begonnen, Selbstgespräche zu führen. Sie hat Visionen und schreit mitten in der Nacht. Ich bin mit ihr von einem Scheich zum anderen gegangen. Sie haben ihr Amulette umgehängt, und wir haben eine Austreibung veranstaltet. Mein ganzes Geld habe ich ausgegeben, und nichts hat geholfen. Deshalb hat Scheich Abbas mir geraten, mit ihr nach Mekka zu

pilgern und Allahs Haus aufzusuchen, damit er ihr ihre Sünden vergibt und den bösen Geist aus ihrem Körper vertreibt. Als ich dem Scheich gesagt habe, daß ich jetzt ein armer Mann bin und die Reise nicht bezahlen kann, hat er mir gesagt, ich sollte sie zur Sayeda Zeinab-Moschee bringen und Sayeda Zeinab um Vermittlung bei Gott anflehen, damit er ihr ihre Sünden vergibt. Ich soll Sayeda Zeinab einen Korb Feigen opfern. Ich schwöre bei Allah, mein Kind, daß ich von Tür zu Tür gegangen bin, um das Geld für diese Reise zusammenzubetteln. Dann habe ich diesen Korb Feigen gekauft. Und jetzt sind wir auf dem Weg nach El Sayeda, und ich hoffe, daß Allah sie von ihrer Krankheit heilen wird.«

»Gott ist groß, mein Onkel«, sagte Zeinab. »Er wird sie nicht verlassen.«

Der alte Mann betrachtete Zakeya, die schweigend dasaß und zum Horizont starrte, als hörte und verstünde sie nicht, was gesagt wurde. Dann fragte er: »Bringst du sie nach El Sayeda?«

»Ja, Onkel«, erwiderte Zeinab.

»Hat sie keinen Mann, der sie begleitet? Habt ihr niemand, der sich um euch kümmert, mein Kind?«

»Wir haben niemand außer Allah, und einen Büffel, den wir bei unserer Nachbarin Om Soliman zurückgelassen haben. Sie wird ihm zu fressen geben, und er wird auf ihrem Feld arbeiten.«

»Gott sei mit euch, mein Kind. Er möge euch zu Hilfe kommen und allen, die seine Hilfe brauchen.«

Zeinab hob die Hände zum Himmel und flehte: »Wir bitten dich, o Gott, steh uns bei!«

Die Sonne stieg am Himmel hoch. Die Erde wurde immer heißer, und die Luft stand still. Zeinab lehnte ihren Kopf an den Baumstamm und schloß die Augen, um zu schlafen, wurde aber von dem heranfahrenden Bus aufgestört. Er bremste stark

und hielt neben ihnen, wobei er eine dichte Staubwolke aufwirbelte. Er neigte stark zu einer Seite, und es sah aus, als würde er bei der leichtesten Berührung umkippen. Der hintere Teil des Busses war kohlschwarz, und dichter schwarzer Rauch kam aus dem Auspuff und vermischte sich mit dem Staub. Zakeya stützte sich auf Zeinab, als sie auf das Trittbrett stieg, und der alte Mann half seiner jungen Begleiterin beim Einsteigen. Sie bahnten sich einen Weg in den Bus und verschmolzen sofort mit der Masse aus Körpern und Körben. Die heiße, stickige Luft war wie ein dichter Mantel aus Staub und Rauch. Zakeya und die junge Frau setzten sich neben dem Fahrersitz zwischen andere Passagiere auf den Boden. Der alte Mann und Zeinab blieben wie die meisten anderen stehen. Der Bus machte einen Satz vorwärts, und Zeinab fiel der Länge nach über den alten Mann, der hinter ihr stand. Er verlor das Gleichgewicht und fiel seinerseits über die Passagiere im Gang, und im Nu lagen alle durcheinander auf dem Boden. Als sich der Bus langsam wieder in Bewegung setzte und am Ufer entlangfuhr, hatten sich alle wieder aufgerappelt, und alles war wie vorher. Zeinab und der alte Mann standen dicht beieinander im Gang.

Der Bus fuhr mit seiner schweren Last schwankend vorwärts. Die zerbrochenen Fensterscheiben klapperten, hin und wieder fiel ein Stück Glas aus den Türen, und die lockeren Sitze schepperten. Der Weg war holprig, der Lärm ohrenbetäubend, und der Bus drohte jeden Moment auseinanderzufallen. Zwischen seinen Rädern floß ständig Wasser auf die Erde, wie bei einem alten Mann, der seine Blase nicht mehr kontrollieren kann. Wie ein betrunkenen Matrose taumelte der Bus vorwärts, stieß unaufhörlich schwarze Abgase aus, und in vielen Kurven neigte er stark zu einer Seite und drohte in den Nil zu fallen. Doch jedesmal sprang der Fahrer hoch, riß mit voller Kraft das Steuer herum und rettete den Bus gerade noch vor einer

Katastrophe. Aber gleich darauf kippte der Bus zur anderen Seite und schien die Böschung hinabzufahren und im Graben landen zu wollen, der wenigstens ausgetrocknet war. Der Fahrer, mit den Tücken des Busses vertraut, wiederholte das Manöver, bis alle vier Räder wieder auf dem Boden waren. Dann setzte er sich beruhigt auf seinen Sitz und blickte mit halbgeschlossenen Augen auf die Straße. Er schien sich nichts anderes zu wünschen als Schlaf, festen Schlaf. Sein blasses, zerfurchtes Gesicht wirkte erschöpft, es hob sich von den Turbanen und den langen Gewändern und den Strohkörben im Hintergrund ab.

Zakeya saß auf dem Boden, sie hatte die Augen geschlossen, die vielen Gesichter und dicht aneinandergedrängten Körper überwältigten sie. Sie fuhr zum ersten Mal in einem Bus und hatte noch nie so viele Menschen auf so engem Raum gesehen. Ihr Körper war noch nie so durchgeschüttelt worden wie jetzt. Von Zeit zu Zeit machte der Bus einen heftigen Satz, und sie schlug erschrocken die Augen auf. Sie hatte das Gefühl, die Erde würde sich auf den Kopf stellen und auf dem Busdach landen, oder der Bus würde umkippen und sich mit dem Dach auf die Straße legen. Sie spuckte immer wieder in ihren Halsausschnitt und rezitierte das Glaubensbekenntnis, als wäre die Stunde ihres Todes gekommen. »Wahrlich, ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah und daß Mohammed der Gesandte Gottes ist.« Viele Stimmen in dem Bus wiederholten diese Worte in einem Atemzug und dröhnten in ihren Ohren.

In manchen Augenblicken kam es ihr vor, als wäre sie gestorben und in dem Bus, der am Nilufer entlangfuhr, wieder ins Leben zurückgekehrt. Sie hob den Kopf und wollte einen Blick auf den Fluß werfen, doch vor allen Fenstern und Türen drängten sich Menschen, und so sah sie nichts als das verrußte Dach des Busses.

Daß dieser angehalten hatte, merkte sie erst, als Zeinab sie an der Hand nahm und sagte: »Wir steigen hier aus, Tante.«

Sie stützte sich auf Zeinabs Rücken und stieg aus dem Bus. Ihr Gesicht war blaß, und ihre Augen wirkten noch schwärzer als sonst, als sie sich nach allen Seiten umsah und weder den Fluß noch das Ufer, weder die Lehmhütten noch staubige Wege, sondern breite, helle Straßen und hohe Gebäude entdeckte, Autos, die hintereinander an ihnen vorbeirasten, und Straßenbahnen, die ein sonderbares Klirren und Quietschen von sich gaben. Auch die Menschen waren anders. Die Frauen trugen Schuhe mit hohen Absätzen und wirkten unter ihren eng anliegenden Kleidern beinahe nackt. Es waren so viele Männer in den Straßen, daß sie sie nicht zählen konnte. Auf jeder Straßenseite reihten sich die Geschäfte aneinander, und der hektische Verkehr ergoß sich unaufhörlich durch die Straßen, begleitet von einem schrillen, hektischen Lärm. Sie umklammerte Zeinabs Hand und rückte eng an sie heran.

»Mir ist schwindlig, Zeinab«, sagte sie. »Laß mich nicht allein. Halte meine Hand fest. Ich weiß nicht, ob sich mein Kopf dreht oder die Straße.«

Auch Zeinab schwindelte der Kopf. Sie beobachtete das Treiben und wunderte sich immer mehr. Der alte Mann hatte sich inzwischen an Zeinab gelehnt, während sich die junge Frau an ihm festhielt. So standen sie zwischen den vorbeiströmenden Passanten und drängten sich schutzsuchend aneinander. Ihr Mund war vor Staunen geöffnet, und ihre Blicke wanderten wie die gehetzte Menschenmenge blitzschnell hin und her.

Nach einer Weile setzten sie sich in Bewegung und gingen hintereinander an einer hohen Mauer entlang, mit vorsichtigen Schritten, aus Angst, von den wilden Rädern der vorbeirasenden Autos überfahren zu werden. Zeinab fragte einen der Vorübergehenden nach der Straßenbahn, die sie nach

El Sayeda bringen würde. Der Mann zeigte auf eine Säule und sagte: »Wartet dort, bis die Straßenbahn kommt.«

Sie taten, was der Mann ihnen gesagt hatte. Der Platz wimmelte von Menschen. Zeinab schaute nach oben und entdeckte, daß lange Drähte über die Straße gespannt waren. Auf der anderen Straßenseite war ein hohes Gebäude und hinter den Drähten ein großes Plakat, auf dem eine nackte Frau mit gespreizten Beinen auf dem Rücken lag und drei Männer ihre Pistolen auf sie richteten.

Sie bedeckte ihre Augen mit dem Kopftuch und sagte: »So eine Schande!«

Die Straßenbahn kam, und die Menschen, die ein- oder ausstiegen, drängten sich auf dem schmalen Trittbrett, das unter ihrem Gewicht zusammenzubrechen drohte. Zeinab hielt sich an einer eisernen Querstange fest und zog Zakeya hinter sich her. Dann folgte die junge Frau, und nach ihr kam der alte Mann, der seinen Korb Feigen an sich preßte. Er hatte sich gerade einen Weg gebahnt, als ihm der Korb wegrutschte und unter die Räder der Straßenbahn fiel. Der Mann sprang hinterher. Ein Schrei, auf den andere Schreie folgten. Die Feigen rollten auf die Straße und wurden von den Passanten zertreten. Der Schaffner blies schnell in seine Trillerpfeife, und die Straßenbahn blieb stehen.

Zakeya hatte nicht gesehen, was geschehen war. Sie konnte nicht sagen, ob die Straßenbahn stand oder fuhr. Sie schloß die Augen, weil sich ihr der Kopf drehte. Erst als sie vom Rütteln der Straßenbahn erfaßt wurde, schlug sie sie wieder auf. Zeinab saß neben ihr, und durch ein kleines Fenster sah sie die vielen Menschen hin und her laufen. Sie konnte auch einen flüchtigen Blick auf die hohen Gebäude werfen, auf riesige Plakatwände, Plakate, auf denen halbnackte Frauen saßen, lagen oder standen, immer mit gespreizten Beinen, vor ihnen Männer, die alle Pistolen trugen. Sie ahnte, daß in der

Straßenbahn etwas passiert war, ergriff Zeinabs Hand und fragte: »Was ist geschehen?«

»Der alte Mann ist unter die Räder der Straßenbahn gefallen, und statt nach El Sayeda zu fahren, ist er jetzt ins Krankenhaus gebracht worden«, antwortete Zeinab.

Zakeya gestikulierte heftig, als wollte sie ihr hinter dem Straßenfenster ganz oben im Himmel etwas zeigen.

»Nur Allah ist allmächtig, mein Kind. Ist dies eine verrückte Welt, oder hat deine Tante Zakeya den Verstand verloren?«

»Allah möge dich gesund machen und dir deinen klaren Verstand erhalten. Allah sei Dank, daß es dir gut geht, Tante, und es wird dir noch besser gehen, wenn du in El Sayeda warst.«

»Unsere liebe Frau sei gesegnet«, murmelte Zakeya vor sich hin.

### XIII

Zakeya und Zeinab schienen mit der dichten Menschenmenge zu verschmelzen, die in die Sayeda Zeinab-Moschee strömte und das ganze Viertel überschwemmte, die engen Gassen und die Hauptverkehrsstraße, wo eine Straßenbahn nach der anderen kam, und den großen Platz, zu dem sie führte. Alle Menschen waren in bodenlange *galabeyas* gekleidet. Die Frauen unterschieden sich von den Männern durch die schwarzen Tücher, in die sie den Kopf gehüllt hatten. In dem unüberschaubaren Menschenknäuel gingen alle barfuß, hatten große, flache Zehen, schmutzige, rissige Fersen und rauhe, schwielige Handflächen, in denen Hacke, Pflug oder Wasserrad Spuren hinterlassen hatten. Die schmalen, mageren Gesichter sahen blaß und müde aus, die großen schwarzen Augen waren vor Verwunderung weit aufgerissen oder vor Betäubung halb geschlossen, und sie alle holten tief Luft und hielten dann den Atem an.

Zakeya hielt Zeinabs Hand umklammert, sie drückte sich aus Angst, ein noch so geringer Abstand zwischen ihnen könnte zur Folge haben, daß sie in diesem gewaltigen Menschenmeer unterging, so dicht an sie, daß sie ihr beinahe auf die Füße trat. Und doch drängten sich Menschen zwischen sie, und im Nu hatte sie Zeinab aus den Augen verloren. Aber plötzlich hatte sie keine Angst mehr, sie fühlte sich nicht mehr allein. Alles kam ihr jetzt vertraut vor, als hätte sie es schon einmal erlebt. Alle Menschen trugen eine *galabeya* wie sie, und ihr Schweiß roch wie der Schweiß der anderen Menschen, mit denen sie alles gemein hatte, das Gesicht, die Füße und die Zehen, den Gang, den Blick und die Sprache. Sie war ein Teil dieser

Menschenmasse, und diese war ein Teil von ihr. Sie fürchtete sich nicht mehr und gab es auf, in dem Gedränge nach Zeinab zu suchen, denn alle Gesichter ähnelten Zeinabs Gesicht, und alle Stimmen erinnerten sie an Zeinabs Stimme. Auch die Wörter, die Aussprache und die Betonungen, die zum Himmel erhobenen Hände und der einstimmige Schrei »Errette uns, o Gott!« ließen sie glauben, daß alle diese Menschen Zeinab waren.

Sie waren krank oder blind, jung oder alt, Kinder oder Babys in den Armen ihrer Mütter. Es waren Prediger verschiedener Glaubensgemeinschaften, Bettler oder Diebe, Zauberer oder Wahrsager, Menschen, die Amulette anfertigten oder religiöse Lieder sangen. Es waren heilige Männer, Gesandte Allahs, Wächter an den Pforten des Himmels. Wie Zakeya und Zeinab streckten sie Allah gemeinsam ihre groben Hände entgegen und sangen einstimmig in einem Atemzug: »O Gott.«

Auch Zeinab hatte es aufgegeben, nach Zayeka zu suchen. Sie war jetzt ein Gesicht unter zahllosen Gesichtern, nur ein Tropfen in einem Meer von Menschen, ein Gewand unter Millionen Gewändern, ein unsichtbares Teilchen im unendlichen All, zwei Hände in einem Dickicht erhobener Hände, die im Wind zitterten, eine Stimme in einem Meer von Stimmen, die sich in einem Bittgesang vereinigten, in einer anhaltenden, verzweifelten Klage: »O Gott, errette uns.« Zeinab schrie auch mit Zakeyas Stimme, ein schriller Schrei, der tief aus ihrem Inneren kam, ein Schrei wie aus einer durchschnittenen Kehle, wie das Keuchen in einer verwundeten Brust.

»O Gott!« rief Zeinab, und ihr Herz klopfte wild. Es schlug gegen ihre Rippen, ließ ihre schmalen Brüste unter dem engen Mieder ihres langen Kleides beben. Ihre Augen hatten einen geheimnisvollen Glanz, sie schimmerten wie das Mondlicht auf einem dunklen, stillen Strom. Ein sonderbares Fieber in

ihrem Innern ließ sie erzittern, eine zarte Röte stieg ihr ins Gesicht, als würde sie ihr Herz zum ersten Mal verschenken.

»O Gott«, flehte sie, und mit jedem Schrei fühlte sie sich ihm näher, glaubte, Gott würde ihre Stimme hören und ihren Atem spüren, wie auch sie seine Stimme hörte und seinen Atem spürte. Ihr Körper war mit ihm eins geworden, und sie zitterte, von einer plötzlichen Furcht ergriffen, mehr einem tiefen Schmerz, einem Gefühl der Erleichterung, die wie eine große Freude war. Ihr war zum Weinen, und gleichzeitig hätte sie vor Freude jauchzen können. Sie wollte die Augen schließen und sich ihm hingeben, sie wollte dieses Gefühl der Erleichterung, diesen endlich entspannten Körper und diese nie gekannte Freude voll auskosten. Doch tief in ihrem Innern war sie immer noch schrecklich traurig, erschöpft und unruhig, so daß sie nicht schlafen, ja nicht einmal die Augen schließen konnte. So blieb sie stundenlang mit weit geöffneten Augen sitzen, obwohl sie ihre Umgebung kaum wahrnahm.

Plötzlich hörte sie, wie jemand ihren Namen rief: »Zeinab.« Sie wußte sofort, daß es Gottes Stimme war. Sie hatte ihn die ganze Nacht lang angerufen, und jetzt war er es, der sie rief. »O mein Gott!« flüsterte sie, und er antwortete: »Zeinab!« Wie im Traum ging sie auf die Stimme zu. Sie wußte nicht, ob es ihre Beine waren oder Flügel, die sie trugen. Die Menschenmenge, die sie umgab, und die unzähligen Stimmen, die in ihren Ohren hallten, wichen zurück und lösten sich in Nichts auf, ließen eine Leere zurück, in der nur eine Stimme widerhallte: »Zeinab!«

Ein Gesicht tauchte aus dem dichten Nebel oder der dichten Rauchwolke vor ihren Augen auf. Es gehörte weder einem Mann noch einer Frau, weder einem Kind noch einem alten Menschen. Es war wie das Gesicht von Om Saber, alterslos und geschlechtslos, aber es war nicht wie ihres in ein schwarzes Tuch, sondern in einen weißen Turban gehüllt, der

bis an die Augenbrauen reichte. Sein Gesicht war vernarbt, als hätte er Pocken gehabt. Die kleinen Augen, ohne Wimpern und Lider, waren wie zwei dunkle Löcher, die Zeinab anstarrten.

»Bist du Zeinab, die Tochter Kafrawis?« fragte die Stimme.

Ängstlich hauchte sie: »Ja.« Sie hörte eine innere Stimme fragen: »Wie hat er mich unter all den Menschen erkannt?«, worauf eine andere Stimme sofort antwortete: »Allah sei gepriesen, denn er weiß alles.«

»Wo ist deine Tante Zakeya?« fragte der Mann.

Und wieder fragte die Stimme in ihr: »Er weiß auch, daß meine Tante Zakeya heißt. Das ist erstaunlich.«

Sie sah sich nach ihrer Tante um. Sie konnte sie nirgendwo entdecken, aber da fiel ihr auf, daß Zakeya ihre Hand noch immer umklammert hielt, sich zitternd an sie drängte und Verse aus dem Koran vor sich hinmurmelte.

Der Mann trat an Zakeya heran und nahm ihr mit seinen dunklen, knorrigten Händen das Amulett vom Hals. Er rezitierte ein paar Verse, schwieg einen Moment, dann hängte er es ihr wieder um. Zakeya beobachtete ihn aufmerksam und voller Ehrfurcht, als wollte sie sich ihm zu Füßen werfen. Sie beugte sich über seine Hand und preßte inbrünstig ihre Lippen darauf, wobei sie unverständlich vor sich hinredete. Der Mann überließ ihr seine dunkle, knorrige Hand und wandte sich an Zeinab.

»Dein Tante Zakeya ist krank. Sie ist krank, weil du Allah den Gehorsam verweigert hast und sie dich darin bestärkt hat. Aber Allah ist barmherzig und gütig, und er wird euch beiden vergeben, wenn ihr tut, was er von euch verlangt. Er wird sie von ihrer Krankheit heilen, und sein Name sei hochgepriesen.«

Sie hoben ihre Hände zum Himmel und sagten in einem Atemzug: »Wir danken dir und preisen dich, o Gott, denn du bist mildtätig und gut.«

»Ihr müßt die Nacht in der Moschee verbringen«, sagte der Mann. »Morgen früh vor Anbruch des Tages macht ihr euch auf den Weg nach Kafr El Teen. Dort wascht euch mit sauberem Nilwasser und sagt das Glaubensbekenntnis auf, während ihr euch wascht. Nachdem ihr euch angezogen habt, verrichtet das Ritualgebet. Werft euch viermal nieder, wie es die *Sunna* vorschreibt. Dann wiederholt zehnmal den heiligen Vers. Am nächsten Tag muß sich Zeinab im Morgengrauen wieder mit frischem Nilwasser waschen, das Glaubensbekenntnis dreimal hintereinander aufsagen und anschließend das Ritualgebet verrichten. Dann soll sie noch vor Sonnenaufgang die Haustür öffnen, auf der Schwelle stehen bleiben und nach Osten gerichtet zehnmal den ersten Koranvers rezitieren. Sie wird ein hohes Eisentor vor sich sehen. Sie muß darauf zugehen, es öffnen und hindurchgehen, und sie darf erst wieder hinausgehen, wenn der Hausbesitzer es so will. Er ist ein edler, großer Mann, Sohn eines edlen, großen Vaters und stammt von einer guten, gläubigen Familie ab, die den Segen Allahs und seines Propheten hat. In der Zwischenzeit soll Zakeya mit dem Büffel zum Feld gehen, ihn an das Wasserrad binden, ihre Hacke nehmen und arbeiten, bis der Ruf zum Mittagsgebet ertönt. Wenn sie den Ruf hört, soll sie die Hacke niederlegen und das Ritualgebet verrichten. Anschließend muß sie in der Kniestellung verharren und zehnmal den ersten Vers des Koran aufsagen, dann muß sie die Hände zum Himmel heben und dreißigmal ›O Gott, vergib mir‹ wiederholen. Wenn sie fertig ist, soll sie aufstehen, ihr Gesicht in ihre Hände legen, und wenn Gott will, wird sie vollkommen geheilt sein.«

Zakeya beugte sich tief über die dunkle, knorrige Hand, preßte inbrünstig ihre Lippen darauf und flüsterte: »Ich danke dir und preise dich, mein Gott.«

Inzwischen fuhr Zeinab fort, Gott zu preisen und zu danken. Sie war von einer solchen Seligkeit überwältigt, daß sie vergaß, dem Mann die silberne Zehn-Piaster-Münze zu geben, wie Haj Ismail ihr aufgetragen hatte. Aber jetzt bat sie der Mann selbst darum. Mit zitternden Händen machte sie die verknöteten Enden ihres Kopftuchs auf, nahm die Münze, gab sie ihm und küßte seine Hand, als würde sie Gott das Opfer bringen. Ihre innere Stimme sagte leise: »O Gott, er kennt Kafr El Teen und unser Haus und das Eisentor auf der anderen Straßenseite.«

Der Mann verschwand ebenso schnell in der Menge, wie er aufgetaucht war, und ließ Zakeya und Zeinab verwirrt und in tiefer Demut zurück. Sie standen dicht nebeneinander und sahen sich mit fragenden Augen an, als wollte sich die eine bei der anderen versichern, daß das Geschehene Wirklichkeit war und keine Einbildung, daß sie Gottes Stimme tatsächlich gehört, ihn sogar gesehen hatten, zumindest aber einen seiner Gesandten oder Heiligen, die als einzige seine Geheimnisse kannten. Nie hatte sich Zakeya so leicht gefühlt. Der eiserne Griff, der sie die ganze Zeit umklammert hielt, hatte sich gelockert. Sie mußte sich nicht mehr auf ihre Nichte Zeinab stützen, denn sie hatte wieder Kraft in den Beinen, und das Gehen fiel ihr leicht.

Verwundert sah Zeinab ihre Tante an, die ohne jede Hilfe neben ihr ging: »Tante, dir geht es schon besser«, sagte sie mit leiser und ehrfürchtiger Stimme. »Sieh doch, du kannst ja gehen!«

Und die alte Frau antwortete: »Mein Körper ist jetzt ganz leicht. O Gott, du bist wahrlich groß und gütig.«

»Gott ist groß«, sagte Zeinab. »Habe ich dir nicht immer gesagt, daß Allah uns helfen wird und daß du zu ihm beten und geduldig sein sollst?«

»Ja, mein Kind, das hast du immer gesagt.«

»Ich habe Gott den Gehorsam verweigert und nicht beten wollen, genau wie du, Tante Zakeya.«

»Ich habe mich nicht geweigert, zu beten. Es war der böse Geist in mir, der sich geweigert hat.«

»So Gott will, treibt er den bösen Geist aus unserem Körper, wenn wir tun, was er befiehlt.«

»Erinnerst du dich an alles, was der Scheich gesagt hat?« fragte Zakeya. »Ich habe am ganzen Körper gezittert und kann mich an seine Worte nicht erinnern. Ich fürchte, wir könnten etwas vergessen.«

»Mach dir keine Sorgen. Jedes seiner Worte hat sich mir tief eingeprägt.«

»Gott segne dich«, sagte Zakeya inbrünstig.

## XIV

Und so hob Zeinab am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang den Tonkrug hoch und schüttete sich sauberes Nilwasser über ihren Kopf und ihren Körper. Sie wusch ihre Brüste und flüsterte dreimal hintereinander: »Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt außer Allah und daß Mohammed der Gesandte Allahs ist.« Das Wasser floß über ihren Bauch und ihre Hüften, und sie wusch sich und sagte dreimal das Glaubensbekenntnis auf. Sie trocknete ihr langes, schwarzes Haar, flocht zwei Zöpfe daraus, zog eine saubere *galabeya* an, bedeckte Kopf und Schultern mit dem schwarzen Tuch, ging mit ängstlichen, zögernden Schritten zur Tür und stieß sie langsam auf.

Die Morgenröte begann sich über dem Horizont auszubreiten, aber die Sonne war noch nicht am Himmel. Sie schaute in die Richtung, wo sie aufgehen würde, und sagte mit sanfter Stimme zehnmal hintereinander den ersten Koranvers auf. Dann ging sie auf das Eisentor zu. Sie fürchtete sich noch, aber ihre Schritte waren ruhig und fest. Als sie vor dem Tor stand, begann ihr Körper zu zittern, aber nicht mehr, weil sie Angst hatte oder unsicher war, sondern aufgrund starker Erregung. Jetzt wußte sie, was sie tun mußte. Ihr Herz schlug schnell, ihre Brust hob und senkte sich, ihr Körper spannte sich erwartungsvoll. Ihre Beine unter der langen *galabeya* zitterten, und ihre großen schwarzen Augen blickten zum Himmel in Erwartung einer außerordentlichen Erscheinung, damit sich Gottes Wille erfülle.

Der Bürgermeister riß überrascht seine blauen Augen auf, als sie auftauchte. Er hatte Zeinab sofort an ihrem Gesicht und

ihren Augen, an ihrem aufrechten Gang erkannt. Er rieb sich die Augen, und seine Stimme klang erstaunt:

»Wer hat dich geschickt, Zeinab?«

»Allah hat mich geschickt.«

»Warum kommst du heute?«

»Weil es Gottes Wille ist«, sagte sie wie zu sich selbst.

Der Bürgermeister lächelte, stieg aus dem Bett und ging in das Badezimmer. Er putzte sich die Zähne, wusch sich, dann betrachtete er sein Gesicht im Spiegel und lächelte wieder. Lachen stieg in ihm hoch. Mit halblauter Stimme sagte er zu sich selbst: »Du Teufel, du Sohn des Teufels! Du bist ein schlauer Bursche, Haj Ismail!«

Er verließ das Badezimmer und suchte seine Armbanduhr, die auf einem kleinen Tisch lag. Sie zeigte sechs Uhr an. Er grinste und sagte leise zu sich: »Noch nie ist eine Frau so früh am Morgen zu mir gekommen. Ich muß erstmal eine Tasse Tee trinken, das wird mich wecken.«

Zeinab stand noch an derselben Stelle. Er ging auf sie zu und sagte wie zu einem Kind: »Hör mal, Zeinab. Ich möchte eine Tasse Tee trinken. Weißt du, wie man Tee macht?«

»Ja, Herr«, antwortete sie, und ihre Stimme verriet, daß sie ihm gefallen wollte.

»Komm mit mir! Ich werde dir den Weg in die Küche zeigen. Ich möchte, daß du mir Tee kochst, während ich ein Bad nehme.«

Zeinab seufzte erstaunt, als sie die Waschbecken aus weißem Porzellan sah, die glänzenden Wasserhähne, die buntgestrichenen Wände, die Vorhänge und den Herd, der so leicht anzuzünden war. Verträumt starrte sie auf den Kessel, der pfiß, als das Wasser kochte, auf die buntbedruckten und bemalten Tassen und die Silberlöffel. Alles war so neu für sie, so unbekannt, sie schien eine andere Welt betreten zu haben. Sie glaubte jetzt in Allahs Königreich zu sein, pries seinen

Namen und stimmte sein Lob an. Wenn sie etwas in die Hände nahm, zitterten sie. Ihr Herz schlug schnell, ihre Beine schwankten.

Eine Teetasse glitt ihr durch die Finger und fiel auf den Boden. Sie schlug die Hände über der Brust zusammen und wich zurück an die Wand. Schwer atmend starrte sie auf die zersprungene Tasse, als hätte sie ein schreckliches Verbrechen begangen. Die Porzellanscherben leuchteten wie bunte Kristalle auf dem blütenweißen Boden. Der Bürgermeister stand unter der Dusche, als er hörte, wie die Tasse auf dem Boden aufprallte und ein lautes, erschrockenes Seufzen darauf folgte. Er lächelte und schäumte seine Brust und seinen Bauch mit einer duftenden Seife ein. Er dachte: »Wie erregend diese einfachen Mädchen sind, wie angenehm es ist, ihre jungfräulichen Körper zu umarmen, gradeso, als würde man eine frisch erblühte Rose pflücken. Wie ich die Künstlichkeit der Kairoer Frauen hasse, meine Frau mit ihrem unverschämten Blick zum Beispiel! Sie läßt sich durch nichts mehr einschüchtern oder erregen. Ob ich sie streichle, an mich ziehe oder beiße, ihr frigider Körper bebt nicht mehr.«

Er zog einen rosa Seidenpyjama an und ging aus dem Badezimmer in die Küche. Zeinab kauerte noch immer an der Wand, hatte die Hände über der Brust zusammengeschlagen, und ihre Lippen waren leicht geöffnet, als ringe sie nach Atem. Sie starrte auf die Porzellanscherben, die eben noch eine wunderschöne Tasse gewesen waren und deren Wert sie nie ermessen würde.

Sein Gesicht sah entspannt und gesund aus, und seine klaren blauen Augen sahen sie nachdenklich an, als prüfe er ein kostbares Schmuckstück. Ihr dichtes schwarzes Haar hing in zwei Zöpfen auf ihren Rücken. Das zarte und längliche Gesicht war von der Sonne gebräunt, die vollen Lippen hatten ein natürliches Rot und schimmerten wie eine Blume im

Morgentau, und sie hatte schön geformte, feste Brüste. In ihren großen schwarzen Augen standen Tränen, wie bei einem Kind, das einen Schreck bekommen hat; ihre Schüchternheit reizte und erregte ihn.

Er trat an sie heran und sagte mit einem Lächeln auf den Lippen: »Weinst du, Zeinab?«

Sie senkte den Kopf und flüsterte kaum hörbar: »Sie ist mir aus der Hand gefallen. Verzeih mir, Herr.«

Sie wischte sich die Tränen mit der Hand fort. Er fühlte, wie sein Blut aufwallte, trat noch näher an sie heran und streckte eine Hand aus, mit der er ihr zärtlich die restlichen Tränen fortwischte.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Zeinab«, sagte er leise. »Die Tasse und der, dem die Tasse gehört, sind dein.«

Er wollte sie in den Arm nehmen, besann sich jedoch anders. Sie würde sich nur noch mehr fürchten, es war besser, wenn er wartete, bis sie sich an ihre neue Umgebung gewöhnt hatte.

Inzwischen hatte Zakeya den Büffel zum Feld gebracht, ihn an das Wasserrad gebunden und begonnen, die Erde mit der Hacke umzugraben. Sie gab acht, denn sie wollte den Aufruf zum Mittagsgebet nicht überhören. Als Scheich Hamzawis Stimme schließlich ertönte, stand die Sonne hoch über ihrem Kopf und brannte auf sie nieder. Schweiß strömte aus ihren Haarwurzeln über ihren Hals, ihre Brust und ihren Rücken. Kaum war der Aufruf zum Gebet verhallt, warf sie die Hacke auf den Boden und ging zum nahen Fluß. Sie wusch sich Gesicht und Hals, verrichtete die rituellen Waschungen, dann kniete sie sich ans Ufer, warf sich mit inbrünstiger Hingabe nieder und verrichtete das Ritualgebet. Danach verharrte sie in der Kniestellung und sagte den ersten Koranvers zehnmal hintereinander auf. Sie hob die Hände zum Himmel und wiederholte dreißigmal: »O Gott, vergib mir!« Sie wartete einen Moment, dann legte sie ihr Gesicht in ihre Hände.

Sogleich überfiel sie ein sonderbares Gefühl der Erleichterung, das dem Wunsch nach Schlaf ähnlich war. Ihre Lider wurden schwer, sie senkten sich über ihre Augen, und bald war sie neben dem Fluß fest eingeschlafen.

Wie sengend die Mittagssonne auch brannte, die dicken, festen Betonmauern vom Haus des Bürgermeisters konnte sie nicht durchdringen. Trotzdem fühlte er Hitzewellen in sich aufsteigen, als stünde er nackt unter der grellen, heißen Sonne. Er war noch mit seinem rosa Seidenpyjama bekleidet, saß im Lehnstuhl und las die Morgenzeitung. Auf einer der Seiten entdeckte er das Foto seines Bruders, und er blätterte schnell um und begann, die Gesellschaftsseite zu lesen. So erfuhr er, daß die Tänzerin Toubra geschieden war, die Schauspielerinnen Noussa zum vierten Mal heiratete und der Sänger Abdel Rahman sich im Krankenhaus den Blinddarm herausnehmen ließ. Er blätterte weiter, um die Sportseite zu lesen, aber die Seiten verhedderten sich und sein Blick fiel erneut auf das Foto seines Bruders. Daher überflog er die Zeilen und erfuhr, daß eine Kabinettsumbildung stattgefunden und sein Bruder einen noch wichtigeren Ministerposten erhalten hatte. Er schnalzte verächtlich mit der Zunge. Niemand kannte seinen Bruder besser als er. Niemand wußte, wie dumm er war, wie schwer von Begriff, wenn auch ein richtiges Arbeitstier – genau wie ein Büffel, der sich mit verbundenen Augen im Kreis dreht und das Wasserrad bewegt, dachte er.

Er ließ die Zeitung fallen und schloß die Augen, und plötzlich fiel ihm ein, daß er seine Frau anrufen und sie fragen wollte, wie sein jüngster Sohn bei den Prüfungen abgeschnitten hatte. Er wollte gerade nach dem Telefon greifen, als er im Badezimmer Wasser fließen hörte. Da fiel ihm wieder ein, daß Zeinab am frühen Morgen in sein Haus gekommen war. Sie hatte inzwischen alles gewischt und geputzt bis auf das Badezimmer. Ein Gedanke durchzuckte ihn: »Warum nicht ins

Bad gehen und es auf einen Versuch ankommen lassen?« Aber er verjagte ihn schnell. Sein Gefühl sagte ihm, daß Zeinab anders war als ihre einfache, willfährige Schwester Nefissa, in deren Gegenwart er sich unvorsichtiger und bedenkenloser verhalten hatte. Er wußte nicht, warum er so vorsichtig und zögernd, fast ängstlich mit Zeinab umging. Vielleicht, weil sie Nefissas Schwester war. Sicher, die Geschichte mit Nefissa war ein Geheimnis geblieben, aber man konnte nie wissen. Diesmal würde es vielleicht nicht so leicht zu verheimlichen sein. Er versuchte, sich seine Befürchtungen auszureden. Wer konnte herausfinden, was geschehen war? Er war über jeden Verdacht erhaben, er stand über dem Gesetz und über der Moral, die das Verhalten normaler Menschen regelten. Niemand in Kafr El Teen würde es wagen, ihn zu verdächtigen. An Allah mochten sie zweifeln, aber an ihm... unmöglich!

Doch dann fiel ihm ein, daß es in Kafr El Teen drei Männer gab, die fast alles über ihn wußten: der Polizeichef, der Scheich der Moschee und der Dorfbarbier. Ohne sie konnte er in Kafr El Teen nicht regieren. Sie waren seine Werkzeuge und seine Hilfen bei der Verwaltung des Dorfes. Aber sie kannten seine Geheimnisse. Er verließ sich darauf, daß sie sie nicht ausplaudern würden, obwohl er im Grunde davon überzeugt war, daß er ihnen in keiner Hinsicht trauen konnte. Er brauchte nur eine Sekunde lang die Augen abzuwenden, dann würden sie ihn reinlegen oder versuchen, aus ihm rauszuholen, was rauszuholen war. Aber er behielt sie im Auge, und er wußte, wie man ihnen beibrachte, daß er sogar ihren Schlaf überwachte und sie ihren Kopf aufs Spiel setzten, falls sie es wagten, ihn zu hintergehen oder aufzubegehren.

Er mußte mehrmals schlucken. Er hatte einen bitteren Geschmack im Mund, und es war ihm danach, auszuspucken, als wollte er den Haß loswerden, der seit jeher auf ihm lastete.

Er verabscheute die drei Männer, er verachtete sie. Die Erkenntnis, daß er auf sie angewiesen war, machte alles noch schlimmer. Aus dem Grund war er gezwungen, so manchen Abend mit ihnen zu verbringen, zu plaudern und zu scherzen und sich sogar einzureden, daß sie seine Freunde waren, und schlimmer, vielleicht sogar seine einzigen Freunde.

Er erhob sich aus dem Lehnstuhl, ging in das Badezimmer und spuckte in das Waschbecken, dann spülte er mehrmals seinen Mund aus, um den bitteren Geschmack loszuwerden. Er sah in den Spiegel, und sein Blick fiel auf Zeinab, die die Badewanne so gründlich reinigte, daß sie wie Alabaster glänzte. Ihre bodenlange *galabeya* war naß und klebte an ihrem Körper, so daß sich ihre Brüste und Schenkel deutlich abzeichneten. Ihm war, als sähe er sie nackt vor sich. Er fühlte, wie ihm das Blut in die Lenden stieg, und konnte den Blick nicht von dem jungen Körper abwenden.

Zeinab hob den Kopf. Sie fing den sonderbaren Blick aus den blauen Augen des Bürgermeisters auf, wich ängstlich einen Schritt zurück und drückte sich schutzsuchend an die Wand. Dabei rutschte sie auf den nassen Fliesen aus und fiel der Länge nach zu Boden.

Bevor sie wieder aufstehen konnte, hatte er bereits einen Arm um ihre Taille gelegt und sie hochgezogen. Seine Fingerspitzen berührten ihre Brust, und er fühlte, wie seine Hand zitterte, als er sie streichelte und ihre Brust umfaßte.

Sie stieß einen erstickten Schrei aus, vor Schmerz über den harten Griff, mit dem er ihre empfindliche, unberührte Brust anfaßte, vor Angst, die eiskalt durch sie hindurchfuhr, und vor Lust, eine sonderbare, unbekannte Lust, die an Ekstase grenzte, eine befreiende Ekstase, als sei ihr eine schwere Last vom Herzen genommen. Sie konnte sich jetzt in Gottes Hände geben, ihm ihren Körper und ihre Seele ausliefern, ihr Gelöbnis einhalten und ihre Erleichterung darüber genießen.

Seine Hände glitten über ihre Beine, zogen das nasse Gewand über ihre Schenkel. Mit heiserer Stimme flüsterte er ihr leise und begehrllich ins Ohr: »Zieh deine *galabeya* aus, Zeinab, sonst wirst du dich erkälten.«

Seine Hände fuhren über ihre Schenkel und ihren Bauch, er versuchte, ihr Kleid hochzuziehen, aber es war naß und klebte an ihrer Haut. Er riß so heftig daran, daß es mit einem lauten Geräusch platzte. »Meine *galabeya*«, stieß sie hervor. »Es ist meine einzige *galabeya*.«

Er zog ihr das zerrissene Kleid aus, drückte sie fest an sich und flüsterte: »Ich werde dir tausend *galabeyas* kaufen.«

Mit einer Hand öffnete er den Wasserhahn und ließ das warme Wasser über ihren nackten Leib fließen. Er reinigte sie vom Staub und Schmutz der Arbeit, und seine flinken Hände wuschen ihr Haar, ihre Schultern, ihren Bauch, ihre Hüften und ihre Brüste.

Mit einem weichen Handtuch, das nach Jasmin duftete, trocknete er sie ab, wie eine Mutter ihr Kind abtrocknen würde. Wortlos ließ sie sich von ihm zum Bett tragen.

## XV

Kurz bevor der erste Hahnenschrei in die Luft stieg, schlug Scheich Hamzawi die Augen auf. Aber vielleicht waren sie schon seit einiger Zeit geöffnet und beobachteten staunend die Szene, die sich ihnen Tag für Tag darbot. Doch es war kein echtes und unschuldiges Staunen, sondern von ständigen, quälenden Zweifeln durchsetzt, die die sonderbare Eigenschaft hatten, in gewissen Momenten zu einer unerschütterlichen Gewißheit zu werden. Und diese Gewißheit ließ ihn glauben, daß das, was er mit eigenen Augen sah, unumstrittene Wahrheit war, so unumstritten wie die Existenz Gottes. Die Morgendämmerung streckte ihre langen, schmalen Finger durch einen Fensterschlitz und warf ein schwaches Licht auf Fatheyas Gesicht. Die ihm zugewandte Gesichtshälfte war aschgrau, ihre Augen waren einen Spaltbreit geöffnet, als würden sie im Schlaf sehen. Ihre Lippen aber waren fest verschlossen, als fürchte sie, daß sie etwas preisgeben könnten, während sie schlief. Das fahle Morgenlicht betonte ihren weichen, weißen Hals, und aus ihrem Nachthemd, das aufgeknöpft war, sahen ihre weichen, weißen Brüste hervor. Das Kind hielt sich mit seinen kleinen Händen und seinem Mund an ihnen fest. Sie drückte es fest an sich, als hätte sie Angst, daß irgendeine Macht es ihr entreißen würde.

Scheich Hamzawi betrachtete die ihm zugewandte Gesichtshälfte erstaunt und verwirrt. Wie kam es, daß sich diese Seite von der anderen unterschied, auf die das Licht noch nicht fiel, und was war aus den ihm so vertrauten Gesichtszügen geworden? Wodurch unterschieden sich die beiden Hälften? Er war sicher, daß das Gesicht, das ihm das

Morgenlicht offenbarte, nicht das Gesicht seiner Frau Fatheya war, denn es ähnelte ihr überhaupt nicht, obwohl es ihre Nase war, ihr Hals und ihre Brust, aber es war eine auffällige Veränderung mit ihr vorgegangen, die er sich nicht erklären konnte. Er zweifelte keinen Moment daran, daß die Frau, die neben ihm lag, seine Ehefrau Fatheya war. Davon war er ebenso überzeugt wie von der Existenz Allahs. Und diese Überzeugung machte seine Verwirrung noch größer.

Seinem Gesicht war in diesem Augenblick anzusehen, daß er sich keiner Sache mehr sicher war. Er starrte vor sich hin, und in seinem Auge schien ein kleiner Muskel zu zucken. Das Morgenlicht fiel durch das Fenster auf sein leichenblaues Gesicht und warf einen langen Schatten, der wie ein zweites Gesicht aussah. Das obere war sein wahres Gesicht, das jeder in Kafr El Teen kannte. Doch das untere kannte keiner, denn so ein Gesicht hatte in Kafr El Teen noch nie jemand gesehen. Es war weder das Gesicht eines Menschen noch das eines Geistes. Es hätte einem Engel oder einem Teufel, vielleicht sogar Allah gehören können, wenn man voraussetzte, daß irgend jemand Allah bereits gesehen hatte und ihn wiedererkennen würde.

Und doch fühlte sich Scheich Hamzawi, während er dalag, weiter von Gott entfernt denn je. Es gab Momente, in denen er Allah nahe war, vor allem beim Freitagsgebet, wenn alle Männer des Dorfes, auch der Bürgermeister, völlig unbeweglich hinter ihm standen und darauf warteten, daß er ihnen ein Zeichen gab, damit sie sich rühren, die Lippen bewegen und die Koranverse rezitieren durften.

In solchen Momenten glaubte er Allah näher zu sein als die meisten anderen Männer, den Bürgermeister eingeschlossen. Dann überkam ihn ein seltenes Glücksgefühl, das er nur als Kind gekannt hatte, wenn er mit Steinen nach anderen Kindern warf und beobachtete, wie sie erschrocken davonziefen. Wenn

er beim Gebet aufstand, kniete oder sich hinsetzte, ließ er sich absichtlich Zeit. Hin und wieder schaute er sich kurz um und warf einen Blick auf den Bürgermeister und die hinter ihm versammelten Männer, die ehrfurchtsvoll auf die geringste Bewegung seines Kopfes, seiner Hand oder auch nur seines kleinen Fingers warteten.

Doch er mochte sich noch so viel Zeit lassen und das Gebet noch so langsam sprechen, es war in wenigen Minuten vorbei, und dann verließen ihn die Männer und gingen in alle Richtungen auseinander. Manche traten ihm sogar auf die Füße, wenn sie hinter dem Bürgermeister herliefen, ein Blatt Papier in den Händen, auf das in einer Ecke die obligatorische Steuermarke geklebt war und auf dem sie eine Bitte oder Klage verfaßt hatten. Dann schimpfte er leise über die »gottlosen Halunken«, die keinen Respekt vor Allah hatten und weltlichen Dingen nachliefen, statt an ihr zukünftiges Leben zu denken. Er ging nach Hause, eine einsame Gestalt, die mit dem Stock auf der Erde tappte und die gelbe Gebetskette in der zitternden Hand schwenkte. Seine Hände zitterten noch mehr, wenn er seine Frau sah. Er rief sie mit fordernder, kehligter Stimme zu sich, wollte männlicher und rauher wirken als sonst, er hustete und räusperte sich mehrmals hintereinander, damit die Nachbarn hörten, daß Fatheyas Mann, der Herr des Hauses, zurück war.

»Du bist taub und blind, seit das unselige Kind in unserem Haus ist. Es nimmt deine ganze Zeit in Anspruch, du kümmerst dich um nichts anderes mehr, und dabei ist es ein Kind der Sünde. Ich habe mich seiner erbarmt und es aufgenommen, doch manchmal wünschte ich, es wäre dort draußen gestorben. Seit diese unselige Kreatur, dieses Kind der Unzucht und der Sünde, in unserem Haus ist, kommt ein Unglück nach dem anderen. Die Leute in Kafr El Teen mißbilligen, daß ich es aufgenommen habe, die Zungen stehen nicht still, und ich

werde nicht mehr so geachtet wie früher. Sogar meine Freunde haben mich im Stich gelassen, und der Bürgermeister lädt mich nicht mehr ein, den Abend mit ihm zu verbringen. Er hat mir mehrmals geraten, das Kind in ein Heim für uneheliche Kinder zu geben. Ich habe es ihm versprochen, aber du weigerst dich nach wie vor. Ich verstehe nicht, warum du so sehr an diesem unseligen Kind hängst.«

Seine Stimme verebbte, sobald er diese Frage gestellt hatte. Er begriff nicht, warum sie dieses Kind so sehr in ihr Herz geschlossen hatte. Und wieder begann die Gebetskette in seinen Händen zu zittern, als wüßte er die Antwort bereits und wollte sich das nicht eingestehen. Aber es war ein Wissen ohne Gewißheit, ein dunkler Verdacht, so wie jemand sich einer Sache gleichzeitig sicher sein und an ihr zweifeln kann. Das Wissen und der Zweifel ließen ihn frösteln, es war, als wäre ein eisiger Windstoß zusammen mit dem frühen Morgenlicht durch das Fenster gedrungen. Er blickte in Fatheyas Gesicht, auf ihren Hals und die weichen, runden Brüste, an die sich das Kind klammerte. Und wieder stieg die Frage in ihm auf, kalt und glatt wie eine Schlange: »Wie ist es möglich, daß sie Milch hat, obwohl sie mit dem Kind nicht schwanger war und es nicht geboren hat?« Er hatte diese Frage nicht als erster gestellt, sondern irgend jemand hatte sie an ihn gerichtet, wer, das wußte er nicht mehr. Und er war sicher gewesen, daß es eine Frage war. Aber es konnte auch nur eine beiläufige Bemerkung im Flüsterton gewesen sein. Und das Flüstern war wie ein Stich in sein Herz gewesen. »Stillt Fatheya das Kind?« Er wollte das bestreiten, denn er hatte es nicht an ihrer Brust saugen sehen. Sie kaufte jeden Morgen Büffelmilch für das Kind. Aber die flüsternde Stimme fragte beharrlich weiter, mit einer Gewißheit, die keinen Widerspruch duldete.

Wenn Scheich Hamzawi durch die Straßen ging und an einer Menschengruppe vorbeikam, hörte er dieses Flüstern, sobald

sie die Köpfe zusammensteckten. Er grüßte sie feierlich: »Friede sei mit euch!«, aber einige antworteten nicht einmal. Wenn er an Haj Ismails Geschäft vorbeiging, vor dem der Polizeichef, der Dorfbarbier und andere Männer im Kreis um den Bürgermeister saßen, sagte er mit lauter Stimme: »Friede sei mit euch!« Es folgte ein kurzes Schweigen, bevor jemand mit leiser, kalter, beiläufiger Stimme antwortete: »Und Friede sei mit dir!« Es war nicht der Bürgermeister, der antwortete, auch nicht der Dorfbarbier, sondern jemand anders. Niemand forderte ihn auf, sich zu ihnen zu setzen. Er ging mit gesenktem Kopf nach Hause, wo er Fatheya mit dem Kind in den Armen antraf. Er fühlte den starken Drang, es ihr zu entreißen und aus dem Fenster zu werfen, aber er warf dem Kind nur einen finsternen Blick zu, als wäre es ein starker, unbesiegbare Feind.

Eines Nachts blieb er wach, bis Fatheya eingeschlafen war. Auf Zehenspitzen schlich er zu dem Kind, das neben ihr lag, und wollte es hochheben. Obwohl sie schlief, hielt sie es fest umschlungen. Das Kind klammerte sich wie immer an ihre Brust. Fatheya merkte, daß er es ihr wegnehmen wollte und rief: »Du solltest dich schämen, Scheich Hamzawi. Du bist ein Gottesmann. Es ist ein kleines, unschuldiges Kind.«

»Ich will kein Kind der Sünde unter meinem Dach haben.«

»Dann werde ich mit ihm fortgehen«, antwortete sie.

»Du bist nicht seine Mutter, und du wirst nicht mit ihm fortgehen«, sagte er mit bebender Stimme.

»Ich werde es niemand anderem anvertrauen. Die Menschen haben kein Mitleid, und dieses unschuldige Kind hat niemandem etwas getan.«

»Dieses Kind der Sünde wird uns nichts als Ärger bringen«, sagte Scheich Hamzawi. »Seit es in unserem Haus ist, geschieht uns und dem ganzen Dorf ein Unglück nach dem anderen. Die Würmer haben die Ernte vernichtet, und die

Leute sagen, daß das Kind daran schuld ist. Auf der Straße grüßt mich keiner mehr, Fatheya, und ich fürchte, daß mich der Bürgermeister aus der Moschee verjagen und einen anderen Scheich zu meinem Nachfolger ernennen wird. Jemand hat ihm eingeredet, daß die Dorfbewohner mich nicht mehr als Vorbeter wollen aus Angst, Gott könnte ihre Gebete nicht erhören, weil der Prediger ein Kind der Sünde und der Unzucht in sein Haus aufgenommen hat. Wir werden verhungern, Fatheya, wenn der Bürgermeister mich aus der Moschee verjagt.«

»Allah wird für uns sorgen, Scheich Hamzawi, wenn dich der Bürgermeister vertreibt«, sagte Fatheya.

»Allah wird uns kein Manna vom Himmel schütten.«

»Wie kannst ausgerechnet du so etwas von Gott sagen, Scheich Hamzawi? Hast du nicht immer behauptet, daß Allah den Armen hilft, die ihn verehren? Warum sollte er sich nicht auch unser annehmen, wenn der Bürgermeister dich vertreibt? Hast du kein Vertrauen in Allah, Scheich? Zweifelst du an seinem Erbarmen, du, der die Menschen ermahnt, den Glauben nicht zu verlieren? Steh auf, Scheich Hamzawi, und verrichte deine Waschungen und bete zu Gott, daß er sich deiner und meiner und aller Menschen im Dorf erbarmt.«

Da verrichtete er seine Waschungen und Gebete, setzte sich auf den Gebetsteppich und rezitierte Verse aus dem Koran. Das Kind kroch zu ihm, setzte sich hin und sah ihn fragend an. In Scheich Hamzawis Augen war so viel Haß, daß es erschrak und laut schreiend davonkroch. Fatheya kam herbeigelaufen, nahm es auf den Arm und streichelte es. »Was ist denn, mein Liebes, was hast du denn? Hast du Angst vor deinem Vater, Scheich Hamzawi? Du brauchst keine Angst zu haben, Liebes, er ist dein Vater und liebt dich, und wenn du größer bist, wird er dich in den Koran einweisen, und du wirst Scheich der

Moschee wie er. Du wirst die Gemeinde beim Gebet leiten und ihr am Freitag eine Predigt halten.«

»Du träumst, Fatheya«, sagte Scheich Hamzawi verächtlich. »Glaubst du wirklich, die Leute hier würden einen Scheich akzeptieren, der als Kind der Sünde geboren wurde?«

»Aber daran hat das Kind doch keine Schuld«, erwiderte sie hartnäckig.

»Ich weiß, daß das Kind keine Schuld daran hat, aber die Menschen hier denken anders.«

»Warum?« fragte sie. »Warum denken sie nicht wie wir? Wir sind nicht anders als sie.«

»Ja, ich weiß, aber die Menschen sind wie die Wellen des Meeres, man weiß nie, wann und warum sie aufbrausen. Alle sagen mir, und niemand macht eine Ausnahme, daß das Kind keine Schuld hat. Aber sobald sie ihre Köpfe zusammenstecken, sagen sie etwas anderes. Diese Menschen sind ungläubig, Fatheya. Sie glauben nicht an Gott und machen sich keine Gedanken über das, was in diesem oder im nächsten Leben geschieht. Sie fürchten Gott nicht, sie fürchten nur den Bürgermeister. Er entscheidet über ihr tägliches Brot, und er kann es ihnen wegnehmen. Wenn er wütend ist, verdoppeln sich ihre Schulden, und die Regierung schickt ihnen eine Aufforderung nach der anderen: ›Entweder du zahlst oder dein Land wird beschlagnahmt.‹ Du kennst den Bürgermeister nicht, Fatheya. Er ist ein gefährlicher Mann und fürchtet niemand, nicht einmal Allah. Er kann den Menschen Unrecht zufügen und sie ins Gefängnis werfen, selbst wenn sie nichts getan haben. Er kann sogar unschuldige Menschen umbringen.«

»Im Namen Allahs, des Allmächtigen, warum hast du dann immer gesagt, daß er ein Mann ist, der an Allah glaubt und den Menschen Gutes tun will? Jeden Freitagmorgen ist deine Stimme aus der Moschee zu mir gedrungen, wenn du vor den

dort versammelten Männern eine Predigt gehalten und Allah angefleht hast, dem Bürgermeister ein langes Leben zu schenken. Du hast immer gesagt, daß Kafr El Teen nie einen besseren Bürgermeister hatte und er sich immer um Wahrheit und Gerechtigkeit bemüht hat. Hast du die Menschen getäuscht, Scheich Hamzawi?«

Er schwieg eine lange Zeit, dann antwortete er: »Du verstehst nichts von dem, was außerhalb dieser vier Wände vor sich geht. Es ist nicht einfach, mit den Menschen dort draußen zu leben. Der Prophet sagt: ›Handle so, als würdest du ewig leben.« Die Freitagspredigt kann nicht nur von Allah handeln. Sie muß sich auch mit den weltlichen Dingen auseinandersetzen, und die Welt, in der wir leben, wird vom Bürgermeister regiert. Wenn man bei ihm in Ungnade fällt, kommt man im Leben nicht voran. Und was das Paradies angeht, so bin ich sicher, daß Allah mich dort aufnehmen wird. Ist es nicht genug, daß ich von seiten des Bürgermeisters und des Polizeichefs viel einstecken muß, um ein unschuldiges Kind zu schützen? Oder was glaubst du, Fatheya?«

»Ja, natürlich«, antwortete sie hastig. »Allah wird dir vergelten, daß du ein unschuldiges Kind aufgenommen und es beschützt und zärtlich umsorgt hast.«

Sie sah, daß er gut gelaunt war und setzte sich neben ihn und legte ihm das Kind in den Schoß.

»Sieh in seine Augen, Scheich Hamzawi. Erkennt du nicht, daß es dich liebt, wie ein Kind seinen Vater liebt? Nimm seine Hand, sieh doch, wie klein und zart sie ist, wie seine winzigen Finger deinen Daumen umklammern, als wollte er dir sagen: ›Laß mich nicht allein, ich bin klein und schwach, Vater, ich brauche deine Hilfe.««

Und das Kind streckte seine Hände aus und berührte Hamzawis Gesicht. Der alte Mann senkte den Kopf und ließ es sich gern gefallen, daß sie mit seinem Bart spielten.

Eines Tages riß das Kind ein Haar aus seinem Bart. Er schlug ihm auf die Hand und sagte: »Schäm dich!« Der Scheich setzte es auf den Gebetsteppich und las ihm aus dem Koran vor. Der kleine Junge versuchte das heilige Buch in die Hände zu nehmen, aber es war zu schwer, und er ließ es mit einem dumpfen Knall auf den Boden fallen. Scheich Hamzawi bebte vor Zorn und bückte sich, um den Koran aufzuheben. Er drückte einen Kuß auf beide Seiten des Einbands, dann schlug er dem Jungen auf die Hand und sagte: »Wie kannst du es wagen, Allahs Buch auf den Boden zu werfen, du Kind der Sünde.« Fatheya kam herbeigelaufen, als sie das Kind weinen hörte, und als der Scheich erzählte, was vorgefallen war, sagte sie: »Wie kannst du von ihm verlangen, daß er deine Worte versteht, Scheich Hamzawi?«

Ein anderes Mal war es Mittag und sehr heiß. Scheich Hamzawi saß wie üblich mit dem Koran in den Händen mit gekreuzten Beinen da und las Verse. Schlaf überwältigte ihn, und der Koran fiel in seinen Schoß. Der kleine Junge kroch zu ihm und setzte sich auf den Koran. Gleich darauf wurde der Scheich wach, weil etwas Warmes zwischen seinen Beinen herabtropfte. Erschrocken riß er die Augen auf, denn er glaubte, er hätte sich naß gemacht, und sah das Kind in seinem Schoß auf dem durchnäßten Buch Allahs sitzen. Er raffte sich auf, stieß das Kind weg, trat es mit dem Fuß in die Seite und rief zornig: »Du urinierst über dem heiligen Buch Allahs, du Kind der Unzucht?«

Der Junge wurde blaß und rang einen Moment nach Luft, als würde er ersticken. Dann stieß er einen langen, klagenden Schrei aus, und Fatheya eilte entsetzt herbei.

»Was ist geschehen, Scheich Hamzawi? Was hast du dem Kind getan?« rief sie.

Voller Zorn berichtete er, was geschehen war. Sie nahm das Kind auf den Arm und schrie ihren Mann wütend an:

»Erwartest du von dem Kind, daß es begreift? Wie kannst du ihn mit deinen großen Füßen treten? Allah sei Dank, denn du hättest ihn töten können!«

»Ich wünschte, er wäre tot, dann müßte ich seinetwegen nicht mehr so viel hinnehmen. Ich will nicht länger in dieser Welt leben, wenn diese unselige Kreatur weiter bei uns bleibt. Wie eine Frau bin ich in meinen vier Wänden eingesperrt. Niemand besucht mich mehr, und ich kann niemanden mehr besuchen. Und im Dorf gehen die Leute mir aus dem Weg, um mich nicht grüßen und nicht mit mir reden zu müssen.«

Am Freitag darauf ging Scheich Hamzawi wie immer zur Moschee, um die Gemeinde beim Gebet zu leiten. Als er sich dem Eingang der Moschee näherte, versperrten ihm drei Männer den Weg und wollten ihn nicht hinein lassen. Zornig schrie er sie an: »Ich bin der Scheich der Moschee. Wie könnt ihr es wagen, mich am Betreten der Moschee zu hindern?«

»Du bist nicht mehr der Scheich der Moschee«, antwortete einer der Männer. »Der Bürgermeister hat deine Absetzung angeordnet und einen neuen Scheich ernannt!«

»Niemand außer Allah kann mich am Betreten dieser Moschee hindern«, rief Scheich Hamzawi erzürnt. Dann ging er geradewegs auf die Tür zu. Aber einer der Männer hielt ihn an seinem Kaftan fest und zog ihn zurück, darauf hob er seinen Stock und schlug ihm heftig auf den Kopf. Der Mann fiel zu Boden, und die anderen Männer stürzten sich auf Scheich Hamzawi. Einer schlug ihm mit der Faust so fest auf den Kopf, als hätte er den Teufel oder eine Schlange vor sich. Ein anderer schlug ihn immer wieder ins Gesicht, als wollte er seine Wut an ihm auslassen, sich an ihm für die Schläge rächen, die er als Kind von seinem Vater mit den Worten erhalten hatte: »Allah wird dich in den Flammen der Hölle verbrennen lassen, weil du deinem Vater nicht gehorchst.« Nicht Scheich Hamzawi hatte er vor sich, sondern das Gesicht seines Vaters, und gleich

darauf das Gesicht Allahs und die Drohung, die Flammen der Hölle würden seine Haut bis auf den letzten Rest verbrennen, aber die Haut würde immer wieder nachwachsen und immer wieder verbrennen, bis in alle Ewigkeit. Als er Allahs Gesicht vor sich sah, packte ihn starkes Entsetzen, und er schlug umso wütender auf Scheich Hamzawi ein.

Die Dorfbewohner, die sich zum Gebet versammelt hatten, drängten sich herbei, um dem Kampf zuzusehen. Einer wollte Scheich Hamzawi vor den Schlägen schützen, aber er wich vor einer Faust zurück, die ihm beinahe alle Zähne ausgeschlagen hätte. Erbittert trat er den Rückzug an und murmelte: »Da versucht man, einen Streit zu schlichten, und hat nichts als zerrissene Kleider davon.«

Ein Mann flüsterte einem anderen ins Ohr: »Der Bürgermeister hat Scheich Hamzawi von seinem Amt abgesetzt und einen neuen Hauptprediger ernannt. Gehen wir, bevor wir das Gebet versäumen.« Er ging davon, gefolgt von anderen Männern, die sich sagten: »Da die Entscheidung von oben kommt, habe ich kein Recht, mich ihr zu widersetzen.« Andere sagten sich: »Ein Scheich ist wie der andere, wo ist also der Unterschied, ob ich hinter dem einen oder dem anderen bete?«

Nur wenige Männer waren vor der Moschee geblieben. Das Freitagsgebet hatten sie völlig vergessen. Das Spektakel der Schlägerei machte ihnen Spaß, und es war ihnen gleichgültig, wer schlug und wer geschlagen wurde, beides erfüllte sie mit derselben Genugtuung. Es war das eigenartige Vergnügen, das Männer an einem Kampf zwischen zwei Gegnern finden, seien es Männer, Hähne oder Stiere. Manche sind bereit, einen hohen Preis zu zahlen, um einen Kampf beobachten und sich so von den eigenen Konflikten ablenken zu können.

Scheich Hamzawis Turban fiel auf den Boden und wurde von den Vorbeigehenden zertrampelt. Sein Kaftan war zerrissen,

und er blutete aus Mund und Nase. Außer sich rief er immer wieder: »Ihr gottlosen Ungläubigen! Ihr kennt Allah nicht! Wie könnt ihr einen Gottesmann schlagen, der Ihm sein Leben lang gedient und sein heiliges Haus gehütet hat?«

Einer der Umstehenden sagte: »Wenn er ein Gottesmann ist, warum kommt Allah ihm dann nicht zu Hilfe, statt zu erlauben, daß er zusammengeschlagen wird?«

»Wer sagt denn, daß er ein Gottesmann ist? Das ist er keineswegs«, bemerkte ein anderer.

Ein dritter Mann machte sich zum Fürsprecher des Scheichs: »Wie willst du wissen, daß er kein Gottesmann ist? Für mich ist er ohne jede Frage ein Gottesmann!«

»Wie willst du dessen so sicher sein? Ich sage, er ist kein Mann Allahs«, erwiderte der zweite Mann grimmig. Und ein anderer griff in die Diskussion ein und schnitt beiden das Wort ab: »Keiner von euch beiden kann sagen, ob er ein Gottesmann ist oder nicht.«

»Wer weiß es also?« fragte einer, der eben noch in den Kampf verwickelt war.

Jemand sagte: »Der Bürgermeister weiß es sicherlich. Der Bürgermeister ist der einzige, der es weiß.«

Es herrschte tiefes Schweigen. Niemand traute sich, ihm zu widersprechen. Nur ein kleiner Junge im Gedränge piepste: »Wie kann der Bürgermeister es wissen?«, worauf ihm sein Vater schnell eine Hand über den Mund legte und mit heiserer Stimme sagte: »Halt deinen Mund, Junge, wenn erwachsene Männer anwesend sind.«

Aber die Frage des Jungen ging einem der Anwesenden nicht aus dem Kopf. »Könnte es Allah sein, der dem Bürgermeister etwas gesagt hat? Hat Allah zum Bürgermeister gesprochen, wie er zum Propheten Mohammed gesprochen hat? Gott segne ihn und schenke seiner Seele Frieden! Wenn Allah zu den

Heiligen gesprochen hat, vielleicht spricht er dann auch zum Bürgermeister, der ein frommer Mann ist.«

Plötzlich rang der Mann nach Luft. Er wußte nicht warum, denn er stand ja nur da und hatte wie die anderen den Kampf beobachtet. Die innere Stimme hatte sich seltsam, fast furchterregend angehört, obwohl sie ihm nur gesagt hatte, daß der Bürgermeister ein frommer Mann war. Doch das Wort »fromm« hatte ihn ihm wie die geheimnisvolle Stimme des Teufels gehalten und sich plötzlich wie »frevelhaft« angehört. Bei dem Gedanken, er könnte den Bürgermeister beleidigt haben, obwohl er nur mit sich selbst gesprochen hatte, überfiel ihn panische Angst. Vielleicht war seine innere Stimme mehr als nur ein Flüstern gewesen, sie war vielleicht lauter gewesen, als er glaubte, vielleicht hatte einer gehört, daß er den Bürgermeister als »frevelhaft« bezeichnet hatte. Er schüttelte den Kopf und machte eine Handbewegung, als wollte er den Teufel verjagen, und sagte leise: »O Allah, ich suche Zuflucht bei dir vor dem unseligen Teufel.«

»Ja, es ist der Teufel«, sagt eine erzürnte Stimme in seiner Nähe. »Wer außer dem Teufel würde unseren frommen Scheich Hamzawi zusammenschlagen?«

»Aber er ist nicht mehr der Scheich unserer Moschee«, bemerkte ein hochgewachsener Mann, einer der wenigen, die noch herumstanden.

»Allah hat mit Menschen wie ihm nichts zu tun«, pflichtete ihm eine andere Stimme bei.

Ein kleiner Mann mit einem freundlichen Gesicht, der bisher kein Wort gesagt hatte, nutzte die plötzliche Stille aus und fragte: »Wie kannst du so etwas sagen, Bruder? Was hat Scheich Hamzawi denn getan?«

»Das weißt du nicht? Lebst du nicht in unserem Dorf? Die Würmer haben unsere Baumwolle vernichtet, und wir haben nichts als Ärger, seit Scheich Hamzawi das Kind der Sünde bei

sich aufgenommen hat. Wie können wir zulassen, daß ein Mann, der ein Kind der Sünde und der Unzucht annimmt, unser Vorbeter ist?«

Der hochgewachsene Mann wollte sagen: »Das arme Kind hat doch keine Schuld«, aber als er den Zorn in vielen Augen sah, schluckte er seine Worte hinunter und schwieg. Er erinnerte sich, daß sein Vater immer gesagt hatte, Kinder der Sünde brächten nichts als Unglück. Und er hörte sich mit der Stimme seines Vaters sagen: »Du hast recht, Bruder. Kinder der Sünde bringen nichts als Unglück.« Dann schluckte er noch einmal und ging schnell zu seinem Feld. Eine innere Stimme sagte: »Du bist ein Feigling!«, aber er riß sich zusammen, richtete den Kopf auf, und da hörte sich die Stimme gleich anders an: »Er hat recht, Kinder der Sünde bringen nichts als Unglück mit sich. Warum haben wir denn sonst ein Unglück nach dem anderen, seit Scheich Hamzawi das Kind bei sich aufgenommen hat?«

Scheich Hamzawi ging nach Hause zurück, zu Fatheya. Er blutete, seine Kleidung war verschmutzt und zerrissen, sein Kopf war unbedeckt. Sie erkannte sofort, daß das Leben ihres Kindes jetzt in Gefahr war. Sie verbarg es unter einem Tuch und sagte: »Wir können nicht länger in diesem Dorf bleiben.«

»Wo sollen wir denn hin?« antwortete Scheich Hamzawi mit verzweifelter, erschöpfter Stimme. »Ich will lieber hier sterben als an einem fremden Ort, wo niemand uns helfen wird.«

»Allah wird sich unser annehmen, Hamzawi! Glaubst du, er würde uns unserem Schicksal überlassen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Scheich. »Allah scheint mich verlassen zu haben, seit ich diesem Kind Obdach gewährt habe.«

»Wie kannst du nur wiederholen, was die Leute im Dorf sagen?« protestierte Fatheya.

»Warum wundert dich das? Bin ich nicht wie alle anderen? Bin ich kein Mensch? Ich habe nie behauptet, ein Heiliger oder ein Gott zu sein.«

»Was willst du damit sagen, Hamzawi? Wenn du das Kind nicht mehr im Haus haben willst, dann sollst du es morgen bei Sonnenaufgang nicht mehr vorfinden und es nie wiedersehen. Aber ich werde mit ihm fortgehen.«

»Tu was du willst, Fatheya«, antwortete Scheich Hamzawi mit schwacher Stimme. »Ob du mit ihm fortgehst oder hierbleibst, ist jetzt egal. Ich will nichts anderes, als daß mich die Menschen in Ruhe lassen.«

»Ich will dich nicht verlassen«, sagte sie und wischte sich die Tränen ab. »Aber sie werden uns nicht in Ruhe lassen. Sobald in diesem Dorf ein Unglück geschieht, werden sie dieses arme, unschuldige Kind dafür verantwortlich machen. Was hat das Kind mit dem Baumwollwurm zu tun, Hamzawi? Hat das Kind dem Wurm befohlen, die Baumwolle zu fressen? Ein Büffel hat mehr Verstand als die Menschen hier in Kafr El Teen. Und wohin soll ich gehen? Ich kenne keinen anderen Ort als Kafr El Teen.«

Ein paar Tage gingen vorbei, und Fatheya hatte die Fragen vergessen, die sie gestellt hatte. Die Menschen redeten nicht mehr über sie. Sie schienen die ganze Sache vergessen zu haben, oder sie gaben sich mit dem zufrieden, was sie Scheich Hamzawi angetan hatten. Und vielleicht hätten die Menschen tatsächlich vergessen, wenn nicht eines Tages der Wind einen Funken aus dem Ofen, in dem eine Frau Brot backte, fortgetragen hätte, einen winzigen Funken, kaum größer als der Kopf eines Zündhölchens. Er wäre wahrscheinlich erloschen, wenn er auf der Erde gelandet wäre; aber er landete auf einem Strohdach. Ein kräftiger Windstoß hätte ihn ausblasen können, bevor das Stroh Feuer fing. Aber der Wind hatte sich plötzlich gelegt, und so fing ein Halm Feuer, und als der Wind bald

darauf wieder aufkam, griff das Feuer auf das ganze Stroh über, und bald brannten auch die Fladen und die Baumwollstengel auf den Dächern der benachbarten Hütten.

Es dauerte nicht lange, bis die Dorfbewohner das Feuer entdeckten. Die Frauen schlugen die Hände vors Gesicht und jammerten, die Kinder kreischten und verstärkten das Geschrei, und die Männer rannten hin und her und wußten nicht, was sie tun sollten. Der Dorfbarbier schrie sie an: »Bringt Wasser her, ihr dummen Viecher!«, doch als das Wasser herbeigetragen wurde, kam es nie auch nur in die Nähe der Flammen. Die Familien riefen ihre Kinder zusammen, die Büffel und die Esel wurden aus den Ställen geholt und die Ersparnisse eines langen Lebens aus versteckten Winkeln und Spalten in den Wänden.

Der Polizeichef eilte zum Haus des Bürgermeisters, den man vom Feuer benachrichtigt hatte. Nach einiger Zeit kam der rote Feuerwehrwagen mit bimmelnder Glocke angefahren, gefolgt von einer Ambulanz. Die Kinder waren es inzwischen leid, dem Feuer zuzusehen, und interessierten sich mehr für den Feuerwehrwagen mit der langen Leiter, auf der man bis in den Himmel klettern konnte. Kaum war er stehengeblieben, drängten sie sich neugierig um ihn. Schwärme von Fliegen setzten sich auf ihre Gesichter oder flogen in schwarzen Wolken davon. Bevor die Sonne hinter den Baumwipfeln am anderen Ufer untergegangen war, schien in Kafr El Teen wieder Ordnung eingekehrt zu sein. Hier und da stieg Rauchgewölk aus der schwarzen Asche der ausgebrannten Dächer. Ein Baby war am Rauch erstickt, es lag tot auf einer Matte am Eingang einer Hütte, wo es eben noch herumgekrochen war. Ein paar Fensterrahmen waren verkohlt. Die Radspuren des Feuerwehrwagens waren von den Büffeln, Eseln und Bauern bald verwischt, die von ihrer Arbeit auf dem

Feld in langen Reihen hintereinander nach Hause zurückkehrten.

Fatheyra war hellwach und hielt das Kind fest an sich gedrückt. Sie witterte die drohende Gefahr und lauschte an der Wand, um zu hören, was die Nachbarn sagten. Im tiefsten Innern wußte sie genau, was jetzt geschehen würde. Deshalb war sie nicht überrascht, als sie die Worte hörte: »Wenn Allah sich nicht erbarmt hätte, wäre das ganze Dorf abgebrannt. Seit das Kind der Unzucht und der Sünde in unserem Dorf ist, folgt ein Unglück auf das andere. Es ist Zeit, daß wir etwas unternehmen.«

Ihr Herz klopfte wild unter dem schwachen, fernen Puls des Kindes, das sie in ihr Tuch gehüllt hatte. Vorsichtig öffnete sie die Tür, damit die Nachbarn das Knarren nicht hörten, und eilte auf bloßen Füßen davon. Sie hatte fast den Fluß erreicht, als man sie entdeckte und umzingelte. Eine grimmige Stimme rief: »Wo ist das Kind, Fatheyra?«

»Es ist zu Hause und schläft«, sagte sie und preßte den kleinen Körper unter dem Tuch noch fester an sich.

»Du lügst, Fatheyra, du hast das Kind bei dir«, sagte die zornige Stimme.

»Nein, ich habe es nicht bei mir.« Ihre Stimme verriet schreckliche Angst, als sie diese Lüge aussprach.

Sie wollte schnell weitergehen, aber eine Hand riß das schwarze Tuch weg, und da lag das Kind und saugte an ihrer Brust. »Er ist mein Sohn, nehmt ihn mir nicht weg«, schrie sie entsetzt auf.

»Er ist ein Kind der Unzucht, und wir sind gottesfürchtige Menschen. Wir hassen die Sünde.«

Eine große, grobe Hand streckte sich ihr im Dunkeln entgegen und wollte ihr das Kind wegnehmen, aber sie schien mit ihm verwachsen zu sein. Andere Hände griffen nach ihr,

wollten ihr das Kind von der Brust reißen, doch vergeblich. Sie und das Kind waren eins.

Die Sonne war hinter den Bäumen am anderen Ufer untergegangen. Die Nacht senkte sich wie ein schwerer, stummer Schatten über die Häuser von Kafr El Teen, kein Laut war zu hören, als wäre alles Leben plötzlich erloschen. Die Männer oben an der Böschung bewegten sich wie dunkle Geister oder Gespenster, die aus den tiefen Wassern des Nils aufgestiegen waren. Sie zerrissen Fatheyas Gewand, als sie um ihr Kind kämpfte, und ihr nackter, heller Körper leuchtete in der mondhellen Nacht wie der Leib einer unheimlichen Meerjungfrau. Ihr Gesicht war so weiß wie ihr Körper, und in ihren Augen war eine merkwürdige, fast wahnsinnige Entschlossenheit. Sie war weich und rund und weiblich, und sie war ein wildes Tier, das seine nächtlichen Angreifer grimmig bekämpfte. Sie setzte sich mit Beinen und Füßen zur Wehr, mit ihren Schultern und ihren Hüften, und hielt dabei das Kind fest in den Armen.

Von allen Seiten drangen Hände auf sie ein, große, grobe Hände mit schwieligen Fingern, deren lange, schmutzige Nägel sich wie schwarze Büffelhufe in ihre Brust gruben und sie zerfleischten. Unbefriedigte Lust glitzerte in den Augen der Männer, als sie über sie herfielen, als würden sie sich rasend vor Hunger auf ein geröstetes Lamm stürzen, um so viel wie möglich zu verschlingen aus Angst, der Nachbar könnte schneller sein. Wie Raubtierkrallen waren ihre Hände, und in ihren Augen flackerte ein uralter Rachedurst, ein ungestümes Verlangen. In kurzer Zeit war Fatheyas Leib zerfleischt, und die Erde färbte sich rot mit ihrem Blut.

Und dann versank das Ufer wieder wie in jeder Nacht in der schweren, stillen Dunkelheit, die über allem lastete, über dem Wasser des Nils, über den weiten, ausgedehnten Feldern längs des Flusses, über den dunklen Lehmhütten und den mit Dung

verstopften Wegen. Die Männer von Kafr El Teen waren in ihre Hütten zurückgekehrt, sie schliefen auf der Erde neben ihrem Vieh und ihren Frauen; leblose, fühllose Körper. Alle Männer bis auf Scheich Hamzawi, der in dieser Nacht kein Auge zumachte und sich nicht einmal zum Schlafen hingelegt hatte. Er lauschte an der Wand, bis alle Geräusche verstummt waren und sich tiefe Stille über das Dorf gesenkt hatte, Todesstille. Dann erhob er sich, ging zur Haustür und öffnete sie langsam mit der Schulter, damit sie nicht knarrte. Er ging auf die Straße hinaus und suchte den Weg mit dem Stock, mit dessen Hilfe er nicht über Steine, Ziegel oder eine tote Katze stolperte.

So ging er mit schleppenden Schritten voran, bis sein Stock gegen etwas stieß, das sich nicht wie ein Stein, wie ein Ziegel oder ein totes Tier anfühlte, sondern wie etwas Warmes, Lebendiges. Er blieb stehen, reglos, nicht einmal die Gebetskette in seiner Hand bewegte sich.

Und er sah den Körper seiner Frau, die nackt am Ufer lag.

Fatheyia stöhnte leise, ihre Brust hob und senkte sich noch, ihr Atem ging langsam und unregelmäßig.

Er setzte sich neben sie auf die Erde und ergriff ihre Hand. »Fatheyia, Fatheyia, ich bin es, Hamzawi«, flüsterte er.

Sie blickte ihn aus blutunterlaufenen Augen an, ihre Lippen teilten sich, als wollte sie etwas sagen, aber es kam kein Laut über sie. Er sah, wie jemand näherkam, zog seinen Kaftan aus und bedeckte ihren nackten Körper. Als der Mann neben ihm stand, erkannte er Scheich Metwalli und sagte schnell: »Sie liegt in den letzten Zügen. Hilf mir, sie nach Hause zu tragen, damit sie in ihrem Bett sterben kann.«

Scheich Metwalli bückte sich sofort, um ihren blutenden Körper aufzuheben. Aber bevor sie dazu kamen, schlug sie wieder die Augen auf und sah sich suchend um.

»Sie sucht etwas«, sagte Scheich Metwalli leise.

»Sie hat das Bewußtsein verloren. Tragen wir sie nach Hause«, flüsterte der alte Mann und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Doch als sie sie wieder hochheben wollten, schien Fatheyas Körper am Boden zu kleben. Sie versuchten es immer wieder, und jedes Mal öffnete sie die Augen und blickte sich suchend um.

»Sie läßt sich nicht bewegen. Ich bin sicher, daß sie etwas sucht«, sagte Scheich Metwalli und sah forschend in die Dunkelheit. Plötzlich blieb sein Blick an etwas Dunklem hängen, das nicht weit entfernt am Ufer lag. Er ging, hob es auf und kam mit dem zerschundenen Körper des Kindes zurück. Scheich Metwalli legte ihn vorsichtig auf ihre Brust. Sie drückte ihn an sich und schloß die Augen. Sie hoben sie hoch, und jetzt war ihr Körper leicht, und sie konnten ihn mühelos tragen.

Sie brachten sie ins Haus, und am nächsten Morgen beerdigten sie sie mit dem Kind in den Armen. Scheich Hamzawi hatte ein Leichentuch aus grüner Seide gekauft, in das sie sie sorgfältig einhüllten. Sie schaufelten ein Grab, ließen sie langsam hineingleiten, dann schütteten sie die Erde darüber. Scheich Metwalli wischte sich den Schweiß von der Stirn und merkte, daß seine Augen tränenfeucht waren. Das war ihm noch nie geschehen, zumindest konnte er sich nicht erinnern, jemals geweint zu haben, ausgenommen vielleicht als Kind.

Nur Allah und Scheich Metwalli wußten, daß Fatheyas Leiche und ihr Leichentuch unberührt und unbefleckt im Grab blieben.

## XVI

Er stützte sich mit seinen großen, heißen Händen auf dem Boden ab und setzte sich hin, lehnte seinen Rücken an einen Baumstamm und streckte seine schmerzenden Beine von sich, denn er hatte einen weiten Weg zurückgelegt. In der untergehenden Sonne sah er seine großen Füße, geschwollen und mit rissiger und entzündeter Haut.

Er schloß die Augen und versuchte zu schlafen, aber dann öffnete er sie wieder. Er blickte auf den endlosen Wasserlauf, neben dem sich die Felder erstreckten, so weit das Auge reichte. Er wollte herausfinden, wo Kafr El Teen, seine Welt begann, was er als erstes wiedererkennen würde. Den großen Maulbeerbaum an der steilen Böschung des Flusses oder die besonderen Gerüche, die er aus tausend anderen Gerüchen herausroch; die staubige, mit Flußwasser bespritzte Erde, auf der zertretene Maulbeerfrüchte lagen, den Geruch von Dung, der sich mit dem Duft von frischem Brot vermischte, den Geruch des Schals seiner Mutter, der im Wind flatterte, wenn er neben ihr ging, ihrer Brust, wenn er in den Winternächten an sie gekuschelt auf der Matte neben ihr schlief.

Seit vielen Jahren hatte er diese Gerüche nicht mehr wahrgenommen. Er hatte sie in Kafr El Teen zurückgelassen, als er fortgegangen war. Es war ihm nie bewußt gewesen, daß sie existierten, bis zu dem Tag, als er sie nicht mehr roch, weil er die Uniform angezogen hatte und Soldat geworden war. Lange Zeit hatte er nicht gewußt, wie vertraut ihm diese Gerüche waren und daß sie einen Platz in seinem Leben einnahmen. In all der Zeit hatte er unweit von Suez in einem kleinen Zelt gehaust, wo ihn andere Gerüche umgaben,

Gerüche von Patronen und Granaten, von verbranntem Leder, von Eingemachtem in rostigen Dosen, der Geruch des Sinai-Sandes, wenn die Flugzeuge ihre Bomben über ihnen abwarfen und die Wüstenstürme ausbrachen. Aber eines Nachts hatte er kurz vor Morgengrauen die Augen aufgeschlagen, weil ihm plötzlich dieser Geruch in die Nase stieg. Er wußte nicht gleich, was es war, aber er löste ein seltenes Glücksgefühl in ihm aus, als hätte er Drogen genommen. Plötzlich sehnte er sich danach, die Augen zu schließen und seinen Kopf an die Brust seiner Mutter zu legen. Und als er ganz wach war, stellte er fest, daß sein Kopf die ganze Nacht auf einem Päckchen geruht hatte, das seine Mutter ihm geschickt hatte. Es war ein kleines Bündel, das einer seiner Kameraden aus dem Dorf mitgebracht hatte. Bevor er es aufknotete, hielt er es an die Nase, und zum ersten Mal erkannte er den Geruch wieder, mit dem er jahrelang in Kafr El Teen gelebt hatte, ohne daß er sich dessen bewußt gewesen war.

Tief atmete er die Luft ein, die vom Fluß und den angrenzenden Feldern herüberwehte, er sehnte sich danach, den Geruch von staubiger, mit trübem Flußwasser bespritzter Erde in sich aufzunehmen, aber er konnte ihn nicht entdecken. Und nichts ließ darauf schließen, daß er sich in der Nähe von Kafr El Teen befand.

Er ahnte, daß der vor ihm liegende Weg noch viele Stunden, vielleicht sogar Tage beanspruchen würde. Gegen seinen Willen fielen ihm die Augen zu. Als er sie wieder aufschlug, stand die Sonne hoch am Himmel. Er stützte sich am Boden ab und stand auf. Seine Handflächen waren schwielig und rau, und das Gewehr hatte eine Kerbe hinterlassen. Bei der Parade, beim Stillgestanden!, wenn er das Gewehr schulterte oder visierte, hatte das Gewehr immer in der Kerbe geruht, die er vom jahrelangen Hacken hatte, und hatte sie noch vertieft. Als er stand, schwankte sein Körper wie ein Bambusrohr; vom

langen Fußmarsch waren seine Füße geschwollen und aufgeplatzt, in die Wunden war Schmutz gekommen und sie bluteten und eiterten. Die Sonne stand hoch und brannte unerbittlich auf ihn hinab, und die Erde glühte unter seinen Füßen. Er wußte nicht, wo er war, denn auch der Suez-Kanal war ein langer Wasserlauf, und beim Rückzug vom Sinai hatte der Sand wie heiße Nadeln in seine Füße geschnitten.

Er atmete schwer, und rote Pünktchen tanzten vor seinen Augen. Er schloß die Augen, um diesen Wirbel aufzuhalten. Plötzlich hörte er eine Explosion. Wie gut er dieses Geräusch kannte! Es war furchterregend wie ein Donner oder ein Erdbeben, es war, als stießen Himmel und Erde zusammen. In Sekundenschnelle lag er zusammengerollt mit dem Gesicht nach unten auf der Erde und hielt die Arme schützend über seinen Kopf. So kroch er schnell vorwärts, er suchte einen Graben, ein Loch, eine Senke zwischen zwei Sanddünen. Dann blieb er unbeweglich liegen, wie tot.

Der Lärm verebbte, und die Stille jetzt war tiefer als zuvor. Ängstlich suchte er den Himmel ab, aber er sah nichts, kein Flugzeug, keine Flammen, keinen Rauch, keine grauen Wolken. Nichts als die glühende Sonne. Sein Blick wanderte vom Himmel über den Fluß und die Felder, und er begriff, daß er nicht mehr in der Wüste war. Der Krieg war vorbei, und er war auf dem Weg nach Hause, nach Kafr El Teen. Und im nächsten Augenblick war er von einer Gruppe von Kindern umringt, die beobachtet hatten, wie er plötzlich die Böschung hinuntergesprungen war. Fliegen umschwärmten ihre Augen, die vor Verwunderung weit aufgerissen waren. Er taumelte auf seinen wunden Füßen weiter, hörte sie hinter seinem Rücken lachen, und eine schrille Stimme rief: »Da geht der Idiot!« Die anderen Kinder wiederholten im Chor: »Da geht der Idiot!« Dann warfen sie Steine hinter ihm her.

Als er den Dorfrand erreichte, war die Sonne bereits untergegangen. Langsam senkte sich die dunkle Nacht über die niedrigen Lehmhütten, und die Büffel und die Kühe trotteten hintereinander am Flußufer entlang heimwärts. Müde gingen die Bauern hinter ihnen her, mit gekrümmten Rücken von der endlosen Plackerei, die Füße wund vom täglichen Kommen und Gehen.

Takeya war bereits zu Hause. Der Büffel war im Stall, und sie hockte wie immer am staubigen Eingang ihrer Hütte, den Rücken an die Wand gelehnt. Sie rührte sich nicht, bewegte nicht einmal den Kopf oder die Hand, und sagte kein Wort. Ihre großen schwarzen Augen starrten in das Dunkel. Es war ihr egal, ob sie wach blieb oder einschlief, ob ihre Augen geöffnet oder geschlossen waren, denn die Nacht war wie ein dunkler Mantel. Sie wußte nicht, wann sie schlief und wann sie aufwachte, sie wußte nicht, ob das, was sie sah, Wirklichkeit war oder nur ein weiterer Traum oder ein Geist. Sie wußte nicht, ob der Mann, der in diesem Augenblick vor ihr auftauchte, ihr Bruder Kafrawi oder ihr Sohn Galal war, obwohl die beiden sich gar nicht ähnlich sahen. Sie mußte an den Tag denken, an dem Galal zur Armee abgeholt wurde und sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Sie sah ihn zwischen zwei Männern davongehen. Damals war er jung und stark, und er ging hochaufgerichtet und hatte einen stolzen Blick. Ihre letzte Erinnerung an Kafrawi fiel auf den Tag, als sie ihn abholten und ins Gefängnis brachten. Er ging zwischen zwei Männern, ein gebückter, alter Mann, der den Kopf gesenkt hielt und auf den Boden starrte. Aber sie wußte nicht, wer von den beiden jetzt vor ihr stand. Es war Galals Gesicht, aber der leere Blick und der gebeugte Rücken gehörten zu Kafrawi.

Sie glaubte, Galals Stimme in der Dunkelheit flüstern zu hören, schwach und erschöpft: »Mutter... Erkennst du mich nicht? Ich bin es, Galal. Ich bin vom Sinai zurück.«

Sie sah ihn starr an. Waren ihre Augen geöffnet oder geschlossen, war dies die Wirklichkeit oder ein Traum? Sie streckte die Hand aus, um ihn zu berühren. Wie oft hatte sie nachts nach ihm getastet, aber immer war sein Gesicht verblaßt und ihre Finger hatten ins dunkle Nichts gegriffen. Doch die Hand, die sie jetzt festhielt, war aus Fleisch und Blut, es war Galals große, warme Hand. Sie legte sie an ihre Wangen. Sie roch wie ihre Brust, wie ihre Milch, bevor sie versiegt war. Es war seine Hand, daran bestand kein Zweifel.

»Du bist es, mein Sohn Galal!« sagte sie mit leiser, rauher Stimme und barg ihr Gesicht in seinen Händen.

»Ja, Mutter, ich bin es, Galal«, antwortete er und beugte seinen Kopf. Sie strich ihm mit ihren großen, groben Händen über das Haar und den Nacken, die Schultern, die Arme, über Beine und Füße. Sie wollte sich vergewissern, daß er unversehrt war, daß kein Körperteil fehlte.

»Ist alles in Ordnung, mein Sohn?« fragte sie leise.

»Ja, Mutter«, antwortete er. »Es ist alles in Ordnung. Und du, Mutter, geht es dir gut?«

»Ja, mein Sohn, mir geht es gut.«

»Aber du hast dich verändert, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe«, sagte er und sah sie besorgt an.

»Das ist vier Jahre her, mein Sohn, daran ist die Zeit schuld. Auch du hast dich verändert.«

»Es ist nichts. Ich bin nur müde vom langen Weg, den ich gegangen bin. Er war sehr lang. Ich muß mich ausruhen.«

Er legte sich in der Hütte auf die staubige Erde. Sie wusch seine Füße mit warmen Wasser und Salz und wickelte sie in ihr Kopftuch. Seine Augen waren weit geöffnet, er starrte an die Lehmdecke. Sie setzte sich neben ihn und preßte die Lippen fest aufeinander. Einmal öffnete sie sie leicht, als wollte sie ihm erzählen, was geschehen war, aber sie schloß sie

wieder und schwieg. Nach einer Weile hörte sie ihn fragen:  
»Wie geht es meinem Onkel Kafrawi?«

Sie schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie: »Es geht ihm gut.«

»Und Nefissa? Und Zeinab?«

Sie zögerte einen Moment, dann sagte sie mit kaum hörbarer Stimme: »Es geht ihnen gut. Möchtest du etwas essen? Du hast sicher seit Tagen nichts mehr gegessen!«

Sie stand auf und holte den Korb Brot, den getrockneten Käse und die Salzgurken. Dann ging sie zur Tür und sagte: »Ich gehe etwas Sesamgebäck bei Haj Ismail kaufen.«

Er spürte, daß sie ihm etwas verheimlichte und sah sie mit wachsender Beunruhigung an. »Ich will nichts essen. Setz dich zu mir und erzähle, was geschehen ist. Du verheimlichst mir etwas. Du hast dich verändert, seit ich fortgegangen bin.«

Sie wich seinem Blick aus und starrte in die Dunkelheit. Sie schwieg eine Zeitlang, dann sagte sie im Flüsterton:

»Nefissa ist fortgegangen.«

Es folgte ein weiteres, langes Schweigen, das schwer und bedrückend war wie die Dunkelheit, die das Dorf einhüllte. Dann sagte sie mit leiser Stimme: »Und Kafrawi ist im Gefängnis.«

Jetzt preßte sie die Lippen so fest aufeinander, als wollte sie sie nie wieder öffnen. Es dauerte lange, bis sie seine Stimme aus der Verborgenheit der Nacht aufsteigen hörte: »Und Zeinab?«

Seine Stimme bebte, als er ihren Namen aussprach. Er hatte gezögert, die Frage zu stellen, weil er die Antwort fürchtete, weil er die Wahrheit wissen wollte und Angst vor ihr hatte. Als er Zakeyas Gesicht gesehen hatte, überkam ihn ein eigentümliches Gefühl, als sei während seiner Abwesenheit etwas Schreckliches geschehen. Kafrawi war sein Onkel,

Nefissa seine Cousine, aber Zeinab hatte ihm immer mehr bedeutet.

Wenn er hörte, wie sie ihre Tante Zakeya rief, zitterte er innerlich. Wenn sich ihre Augen begegneten, wurden ihm die Knie weich, als wären seine Muskeln plötzlich erlahmt und bräuchten Ruhe. Er sehnte sich danach, seinen Kopf an ihre Brust zu legen und die Augen zu schließen. Sobald er ihre nackten Beine sah, wenn sie neben seiner Mutter vor dem Ofen saß, überwältigte ihn das Verlangen, sie den prüfenden Blicken zu entziehen und sie fortzutragen an einen Ort, wo er die Tür hinter ihnen schließen und sie in seine Arme nehmen konnte.

Seine Mutter ahnte, was in ihm vorging, sie hörte, wie seine Stimme zitterte, wenn er Zeinab rief, sie sah, wie seine Augen nach dem Mädchen suchten, wenn sie auf dem Feld war. Sie spürte, wie er sich vor Sehnsucht verzehrte, wenn ihre Stimme von draußen zu ihm drang, und sie sah, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, wenn sich das Mädchen neben sie setzte.

Eines Nachts, als er neben ihr auf der Matte lag, hörte sie ihn heimlich seufzen. Sie flüsterte ins Dunkel: »Was ist los, Galal?«

»Ich sehne mich nach meiner Cousine Zeinab«, antwortete er, ohne die Augen zu öffnen.

»Wir werden dich mit ihr verheiraten, mein Sohn, wenn du von der Armee zurückkommst«, sagte sie und tätschelte ihm wie einem Kind den Kopf.

Jetzt aber blieb Zakeya stumm. Er hob den Kopf und schaute sie im Dunkeln an, und obwohl er ihr Gesicht nicht sah, ahnte er, daß ihre Augen auf das Eisentor gerichtet waren, das auf der anderen Straßenseite in der Dunkelheit aufragte.

Er wiederholte seine Frage und versuchte diesmal, das Zittern in seiner Stimme zu verbergen. »Und Zeinab? Was hat sie

getan, nachdem ihr Vater und ihre Schwester nicht mehr im Haus waren?«

»Sie hat angefangen, im Haus des Bürgermeisters zu arbeiten.«

Er konnte das Zittern in seiner Stimme nicht unterdrücken. »Und worin besteht ihre Arbeit?«

»Sie wäscht die Wäsche und putzt das Haus.«

Er zitterte am ganzen Körper, als er weiterfragte: »Und wo schläft sie in der Nacht?«

»Hier bei mir, mein Sohn. Sie schläft auch jetzt dort auf dem Ofen.«

Er mußte schlucken. Das Zittern ließ langsam nach. Er stützte sich mit den Händen ab, zögerte einen Augenblick, dann stand er auf: »Hast du eine saubere *galabeya* für mich, Mutter?«

»Ja, mein Sohn, wir haben die neue *galabeya* für dich aufbewahrt, die du in Auftrag gegeben hast, bevor du zur Armee gingst.«

Er fühlte neues Leben in sich. »Mach mir Wasser heiß, ich möchte ein Bad nehmen«, sagte er.

## XVII

Sobald der Polizeichef das Zimmer betrat, in dem der Bürgermeister saß, wußte er, warum dieser ihn hatte kommen lassen. Seit dem Tag, an dem Galal Zeinab geheiratet hatte, hatte Scheich Zahran auf diesen Augenblick gewartet. Er hatte Haj Ismail seine Befürchtungen mitgeteilt, aber der Dorfbarbier versuchte ihn zu beruhigen: »Mach dir keine Sorgen, Scheich Zahran. Galal ist als gebrochener Mann aus dem Krieg zurückgekommen, und er wird es nicht wagen, sich dem Bürgermeister zu widersetzen. Tatsächlich sollte es ihn stolz machen, daß seine Frau beim wichtigsten Mann des Dorfes arbeitet.«

»Du kennst Galal nicht so gut wie ich«, sagte Scheich Zahran. »Er gehört zu den dummen Männern, die eifersüchtig über ihre Frauen wachen. Und er war bereits in das Mädchen verliebt, als sie noch ein Kind war.«

»Weil er dumm ist, werden ihm keine Zweifel kommen. Nur intelligente Menschen stellen sich Fragen«, wandte Haj Ismail ein.

»Aber er wird seiner Frau verbieten, das Haus des Bürgermeisters zu betreten«, sagte Scheich Zahran.

»Dumme Menschen wie er essen lieber trockenes Brot und Salz, statt ihre Frauen als Dienstboten arbeiten zu lassen. Sie glauben, Dienstbotenarbeit ist erniedrigend.«

»Aber es ist doch keine Arbeit in irgendeinem Haus, sondern beim Bürgermeister«, warf Scheich Zahran ein.

»Dumme Menschen machen keinen Unterschied, Scheich Zahran. Für sie sind alle Häuser gleich.«

»Und was sollen wir tun, wenn er sie tatsächlich nicht mehr beim Bürgermeister arbeiten läßt?«

»Mach dir doch nicht schon jetzt Sorgen«, sagte der Dorfbarbier. »Der Bürgermeister hat vielleicht bald genug von ihr. Du weißt doch, wie schnell er übersättigt ist, und keines der Mädchen ist lange bei ihm geblieben.«

Aber Scheich Zahrans Befürchtungen waren berechtigt, denn der Tag kam, an dem der Bürgermeister ihm mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete, den Befehl gab: »Geh und komme mit Zeinab zurück.«

So saßen Scheich Zahran und Haj Ismail vor dem Geschäft des Barbiers und rauchten eine Wasserpfeife, während sie das Problem erörterten.

»Du kennst Galal nicht, wie ich ihn kenne«, wiederholte Scheich Zahran immer wieder. »Es stimmt, daß er dumm ist wie alle anderen Bauern von Kafr El Teen. Aber man weiß nie, ob er in der Armee und in Kairo nicht dazugelernt hat. Du darfst nicht vergessen, daß er jahrelang unter Soldaten gelebt hat. Ich glaube nicht, daß man ihm noch mit Amuletten etwas weismachen kann. Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Die Männer in diesem Dorf sind feige, aber Scham kennen sie nicht. Du mußt ihm Angst einjagen, Scheich Zahran, du weißt doch, wie man das macht.«

»Das stimmt, aber bei Männern wie Galal wende ich lieber keine Gewalt an. Du kennst ihn nicht gut genug.

Er ist anders als Kafrawi, und du weißt, daß er im Dorf eine Menge Schwierigkeiten machen könnte. Die Lage verschlechtert sich, und die Menschen sind wachsamer geworden. Die Preise steigen unaufhörlich, und die Bauern sind der Regierung immer mehr Steuern schuldig. Der Bürgermeister ist längst nicht mehr so beliebt wie früher.«

»Aber du hast doch bereits vergeblich versucht, ihn umzustimmen«, sagte Haj Ismail. »Jetzt hast du keine andere Wahl, als ein bißchen Gewalt anzuwenden.«

Scheich Zahran schwieg lange Zeit und schien völlig in sich versunken zu sein.

Haj Ismail wartete geduldig, aber dann konnte er sich nicht länger beherrschen: »Woran denkst du, Scheich Zahran?«

»Ich suche nach dem einfachsten Mittel. Ich will keine Gewalt anwenden.«

Haj Ismail sah ihn lange an, bevor er mit ruhiger Stimme fragte: »Fürchtest du dich vor Galal, Scheich Zahran?«

Der Polizeichef zwirbelte seinen Bart. »Galal macht mir keine Angst. Aber irgendwie habe ich das Gefühl, daß diesmal etwas geschehen wird. Was, das kann ich nicht sagen. Aber ich mache mir Sorgen. Die Menschen haben sich verändert, Haj Ismail. Wer früher meinem Blick auswich, sieht mir heute direkt ins Gesicht und senkt nicht mehr den Kopf, wenn ich vorbeigehe. Erst gestern hat sich einer der Bauern geweigert, seine Steuern zu bezahlen, und gerufen: Wir arbeiten das ganze Jahr, und nichts als Schulden bei der Regierung kommt heraus. Sowas hat bisher noch niemand gesagt. Die Bauern werden immer hungriger. Außer trockenem Brot und wurmstichigem Käse haben sie nichts zu essen. Und Hunger macht die Menschen blind, sie sehen niemand mehr, weder den Herrscher noch Gott. Hunger erzeugt Ketzer, Haj Ismail.«

»Hunger haben sie immer gehabt, das ist nichts Neues. Die Bauern haben immer von trockenem Brot und wurmstichigem Käse gelebt. Sie haben nie etwas anderes gekannt.« Er schwieg, dann schien er plötzlich auf einen Gedanken zu kommen. »Scheich Zahran, statt ihn einzuschüchtern, könntest du vielleicht versuchen, ihn mit einem verlockenden Angebot umzustimmen. Zakeya und Galal sind völlig verschuldet, und du bist es, der die Steuern für die Regierung einzieht. Wenn du

Galal vorschlägst, daß du unter gewissen Bedingungen Nachsicht üben könntest, gibt er vielleicht eher nach.«

»Du kannst dir nicht vorstellen, was ich bei Galal alles versucht habe, seit ich weiß, daß er Zeinab geheiratet hat«, sagte Scheich Zahran. »Ich hätte die Heirat verhindern können, und das hätte ich getan, wenn ich rechtzeitig davon erfahren hätte. Und seitdem wußte ich, daß mich der Bürgermeister eines Tage beauftragen würde, Zeinab zurückzubringen. Ich habe versucht, Galal zu erklären, daß es keinen Grund gibt, ihr zu verbieten, beim Bürgermeister zu arbeiten, und er hat mir geantwortet, daß *sie* nicht mehr will.«

»Wer von den beiden will deiner Meinung nach nicht?« fragte Haj Ismail.

»Höchstwahrscheinlich ist es sein Einfluß, denn sie hat bis zu ihrer Heirat beim Bürgermeister gearbeitet«, antwortete Scheich Zahran.

»Entweder liebt sie ihn wirklich, oder sie hält es für eine Sünde, nach ihrer Heirat weiter zum Bürgermeister zu gehen.«

»Eins steht jedenfalls fest«, sagte Scheich Zahran.

»Die Tatsache, daß Galal an ihrer Seite ist, bestärkt sie in ihrer Weigerung.«

»Und was hast du danach unternommen?«

»Danach habe ich versucht, was du mir eben vorgeschlagen hast«, antwortete Scheich Zahran. »Ich habe ihm gesagt, wir würden ihm die Steuern erlassen, die er der Regierung schuldet, aber das schien ihn überhaupt nicht zu interessieren. Jetzt bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Autorität geltend zu machen.«

»Und wie willst du das tun?«

»Entweder er bezahlt umgehend seine Steuerschulden oder sein Land wird beschlagnahmt.«

»Aber das Land ist für einen Bauern lebensnotwendig«, sagte Haj Ismail. »Wenn du es beschlagnahmst, zerstörst du sein

Leben. Außerdem kannst du dich in eine unangenehme Lage bringen, wenn du diese Maßnahme nur auf Galal anwendest. Alle Bauern haben Steuerschulden bei der Regierung, warum sollte also nur er betroffen sein? Du mußt dir etwas Besseres einfallen lassen, Scheich Zahran.«

Dieser antwortete nicht. Es gab nur noch einen Ausweg: er mußte Galal auf die eine oder andere Weise loswerden. Er war Kafrawi losgeworden, weil er es so eingerichtet hatte, daß Kafrawi eines Verbrechens angeklagt und ins Gefängnis geworfen wurde. Er zerbrach sich weiter den Kopf nach einer Lösung.

Haj Ismail konnte die Gedanken des Scheichs nicht lesen, aber ein Blick auf sein Gesicht genügte ihm, um zu wissen, welche Richtung sie einschlugen. Beide hüllten sich in langes Schweigen. Nur das Gurgeln der Wasserpfeife und das Schneuzen und Räuspern von Haj Ismail waren hin und wieder zu hören. Inzwischen hatte die finstere Nacht Kafr El Teen in ihren schweren Mantel gehüllt, und über dem Wasserspiegel des Flusses rührte sich kein Lüftchen. Über die dunklen Lehmhütten und die gewundenen Straßen senkte sich eine Stille, lautlos und tief wie die Stille des Todes, wie das Ende aller Bewegung.

## XVIII

Zakeya saß wie immer auf der staubigen Schwelle ihrer Hütte. Ihre schwarzen Augen beobachteten die Straße und das Eisentor mit seinen Eisenstäben, als plötzlich laute Stimmen an ihr Ohr drangen und sie eine Gruppe von Männern hinter dem Polizeichef auf sich zukommen sah, dessen Stimme durch den kleinen Hof dröhnte: »Durchsucht das Haus!«

Bevor sie fragen konnte, was sie wollten, bevor sie begriff, was geschah, begannen die Männer, die kleine Lehmhütte zu durchsuchen. Sie schauten auf dem Ofen und auf dem Dach nach, in jeder Ritze und in jedem noch so kleinen Winkel.

Wie betäubt stand sie da und sah ihnen zu. Dann kam ein Mann mit einem Bündel in der Hand zurück. Er ging zum Polizeichef und sagte: »Wir haben es gefunden, Scheich Zahran. Er hatte es über dem Ofen versteckt.«

Der Polizeichef rief aus vollem Hals: »Der Dieb! Verhaftet ihn sofort! Wo ist dein Sohn, Zakeya?«

»Er ist auf dem Feld«, sagte sie verängstigt. »Was wollt ihr von ihm? Was hat er getan?«

»Dein Sohn ist ein schlimmer Dieb, Zakeya. Er hat dies aus dem Haus des Bürgermeisters gestohlen«, antwortete Scheich Zahran und hielt das Bündel hoch. »Sieh her«, fügte er hinzu und öffnete es. »Es ist voller Silbermünzen.«

Sie war verwirrt und dann entsetzt, als sie die vielen hundert Silbermünzen im Licht der Kerosinlampe aufblitzen sah. Aber empört rief sie: »Mein Sohn stiehlt nicht, Scheich Zahran, und das Haus des Bürgermeisters hat er nie betreten.«

Scheich Zahrans Mund verzog sich zu einem Grinsen, dann lachte er höhnisch auf: »Entweder du kennst deinen Sohn

schlecht oder du tust, als wüßtest du nicht, was er getan hat. Bist du sicher, daß er dir nichts von diesem Bündel gesagt hat?«

»Nein, Scheich Zahran, ich weiß nichts«, antwortete sie schnell. »Und es war sicher nicht mein Sohn Galal, der diese Münzen gestohlen hat.«

Der Polizeichef brach wieder in ein anhaltendes Hohngelächter aus, dann fragte er: »Dann sag mir doch bitte, Zakeya, wer sie gestohlen und auf deinem Ofen versteckt hat? Ein Geist?«

Sie schlug sich mit den Händen mehrmals ins Gesicht und rief: »Das kann nicht sein! Niemals! Mein Sohn Galal ist kein Dieb! Du wirst ihn uns nicht wegnehmen, wie du uns Kafrawi weggenommen hast.«

Aber sie nahmen ihn mit. Galal verstand nicht, was mit ihm geschah. Sie brachten ihn vom Feld direkt ins Polizeibüro, er hatte nicht einmal eine saubere *galabeya* anziehen können. Von diesem Moment an wurde er ständig von einem Raum in den anderen gebracht und ununterbrochen ausgefragt. Er schien wie im Traum umherzugehen, und es war ihm anzusehen, daß er keine Ahnung hatte, was um ihn herum vorging. Er schien einen Alptraum zu erleben, wußte keine Antwort auf ihre Fragen und wiederholte ständig: »Ich weiß nichts. Ich weiß nicht, warum ich hier bin. Ich weiß nichts von diesem Bündel. Ich habe das Haus des Bürgermeisters nie betreten.«

Aber dann ließen sie die Zeugen kommen, darunter den Polizeichef persönlich. Ein Zeuge erklärte, er hätte ihn aus der Hintertür des Hauses, das dem Bürgermeister gehörte, kommen sehen. Ein zweiter Zeuge war sicher, er hätte etwas in den Händen gehabt, das wie ein Bündel aussah. Ein dritter behauptete, er hätte ihn zum selben Zeitpunkt gesehen und laut gerufen, aber er hätte nicht geantwortet und wäre statt dessen

weitergerannt und in einem Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite verschwunden. Der Polizeichef sagte als letzter Zeuge aus. Er erklärte, er hätte Galal als Soldaten, der seine patriotische Pflicht erfüllte und das Land seiner Vorfahren verteidigte, immer hochgeschätzt. Auch hätte er immer den Eindruck gehabt, daß man sich auf ihn verlassen und ihm trauen könnte. Aufgrund der Anzeige, die bei ihm erstattet worden war, sei er jedoch gezwungen gewesen, das Haus zu durchsuchen, in dem Galal wohnte. Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu, Galal hätte zum ersten Mal gestohlen. Er selbst könne nicht verstehen, was ihn dazu getrieben hätte, außer der Tatsache, daß er große Steuerrückstände bei der Regierung hatte und gezwungen war, wenigstens einen Teil der Schulden zurückzuzahlen, weil die Regierungsbehörden sonst die für einen solchen Fall vorgesehene Maßnahme ergreifen würden.

Natürlich wußte der Polizeichef genau, was man der Polizei erzählen mußte, denn er kannte ihre Sprache, und auch sie hatten verstanden, was er sagen wollte.

Sobald er geendet hatte, wandte sich der Untersuchungsrichter an Galal und fragte ihn: »Hast du etwas dazu zu sagen?«

»Ich weiß nichts von diesem Bündel«, antwortete Galal zum hundertsten Mal. Schweiß rann ihm über die Stirn, und er blickte wie gelähmt um sich. »Ich habe das Haus des Bürgermeisters nie betreten«, fügte er hinzu.

Aber sie steckten ihn ins Gefängnis. Er fand sich in einer engen, überfüllten Zelle wieder, in der er kaum atmen und sich nicht bewegen konnte. Als sich seine Augen an die Lichtlosigkeit gewöhnt hatten, begann er sich umzusehen. Er sah bleiche Gesichter mit sonnenverbrannter, ledriger Haut. Ihre großen schwarzen Augen hatten den Ausdruck von Menschen, die sich in ihr Schicksal gefügt und den Kampf seit langem aufgegeben haben. Eine Sekunde lang glaubte er, das

Gesicht seines Onkels Kafrawi entdeckt zu haben. Er flüsterte:  
»Onkel Kafrawi?«

Und eine Stimme antwortete im Dunkeln: »Wer ist Kafrawi,  
mein Sohn?«

## XIX

Als sie kamen, um Galal abzuholen, hielt Zeinab ihn fest und rief: »Nehmt mir meinen Mann nicht weg. Nehmt mich mit!« Aber die groben Hände der Männer stießen sie zur Seite, und Galal wurde in einem Kastenwagen davongefahren.

Zwei Tage lang sagte sie kein Wort. Sie ging weder zum Feld, noch zog sie den Büffel hinter sich her. Sie ging nicht einmal mehr zum Fluß, um den Krug mit Wasser zu füllen. Sie kochte nicht und backte kein Brot mehr. Sie saß neben ihrer Tante Zakeya am staubigen Eingang ihrer Hütte und blickte stumm in die Richtung, in der das Fahrzeug mit Galal davongefahren war.

Am dritten Tag stand sie auf, ging in den Stall, holte den Büffel heraus und ging mit ihm davon. Sie kam ohne den Büffel zurück, und in ihrem Mieder steckte ein kleines Taschentuch, das sie um ein paar Münzen geknotet hatte. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich neben ihre Tante Zakeya.

Am vierten Tag stand sie im Morgengrauen auf und ging allein aus dem Haus. Sie lief bis zum Bushalteplatz. Sie nahm den Bus nach Bab El Hadeed, wo sie einen Passanten nach dem Weg zum Gefängnis fragte. Sie erkundigte sich bei mehreren Menschen, bis sie zu einem Bahnhof kam. Sie fuhr mit dem Zug, stieg wieder aus und ging zu Fuß weiter, bis sie vor dem hohen Gefängnistor stand. Der Mann am Eingang sagte ihr, daß für einen Besuch eine schriftliche Genehmigung notwendig sei.

Sie fragte: »Wo bekomme ich eine Genehmigung, um meinen Mann im Gefängnis zu besuchen?«

Der Mann erklärte es ihr, und sie ging denselben Weg wieder zurück, nahm einen Zug und fand nach Bab El Hadeed zurück. Dort stieg sie in eine Straßenbahn, die sie vor einem hohen Gebäude absetzte, das mit Menschen, Tischen und Papieren gefüllt war. Kaum hatte sie das Gebäude betreten, wurde sie zusammen mit anderen Menschen verschluckt. Sie ging von einem Zimmer zum anderen, bis das Gebäude geschlossen wurde. Und das mehrere Tage lang. Sie hatte das Gefühl, sich endlos im Kreis zu drehen, es war wie eine Reise ohne Ziel. Nach einiger Zeit war ihr Geld aufgebraucht. Auf dem Weg nach draußen begegnete ihr ein freundlicher Mann. Er gehörte zu den Männern, die notleidenden Frauen halfen, in der Sayeda Zeinab-Moschee zu übernachten. Aber statt in die Moschee nahm er sie mit in sein Zimmer, wo sie die Nacht mit ihm verbrachte.

Danach hat in Kafr El Teen nie wieder jemand von Zeinab gehört.

## XX

Seit sie Galal abgeholt hatten und Zeinab ihm gefolgt war, saß Zakeya reglos auf der staubigen Erde am Eingang ihrer Hütte. Sie rührte sich nicht und sie sagte kein Wort. Ihre Augen blickten wie die Augen eines gehetzten wilden Tieres voller Zorn in die Nacht. In ihrem Kopf begann sich etwas langsam zu bewegen, ein Gedanke schien wie ein winziges Licht an einem dunklen Himmel aufzublitzen. Manchmal war er zu sehen, dann war er wieder verschwunden. Sie suchte nach diesem winzigen Stern in der endlosen Nacht, aber er konnte ihr immer wieder entkommen, so wie jemand in einem Wollknäuel den Anfang des Fadens sucht und ihn immer wieder verliert.

Aber die Finsternis in ihrem Kopf und ihr Kopf selbst hatten sich verändert. Ein winziger, blitzschneller Funke war in ihm gezündet, und eine Frage, die sie sich noch nie gestellt hatte, begann unter ihrer Schädeldecke zu wispern, wurde immer lauter und dröhnte schließlich wie ein Glockenschlag: Wenn es nicht Galal gewesen war, und dessen war sie sicher, wer war es dann gewesen?

Plötzlich mußte sie an den Tag denken, als der Bürgermeister nach Zeinab geschickt hatte. Nach ihrer Heirat hatte das Mädchen Allah das Gelöbnis gegeben, das Haus des Bürgermeisters nie wieder zu betreten. Sie hatte auf dem Gebetsteppich gekniet und gesagt: »Ich habe getan, was du von mir verlangt hast, mein Gott, und ich danke dir, daß du meine Tante Zakeya gesund gemacht hast. Jetzt bin ich nach dem Gesetz Allahs und seines Propheten eine verheiratete Frau, und ich werde sein Haus nicht mehr betreten.« Und in derselben

Nacht hatte eine Stimme aus dem Himmel zu ihr gesprochen: »Ja, Zeinab, du bist jetzt eine verheiratete Frau, und Allah verbietet dir, sein Haus noch einmal zu betreten.«

Dieses neue Bewußtsein schien ihr eine unbesiegbare Kraft zu verleihen. Keine Macht der Erde konnte sie jetzt dazu bringen, das Haus des Bürgermeisters zu betreten. Als der Polizeichef zu ihr kam, ließ sie sich nicht beirren: »Nein, ich komme nicht mit. Ich weigere mich, ungehorsam gegen Allah zu sein, Scheich Zahran.«

»Aber wer sagt denn, daß du Allah nicht gehorsam bist, wenn du beim Bürgermeister arbeitest? Im Gegenteil, es war doch Allah, der dir aufgetragen hat, zum Bürgermeister zu gehen!«

»Das war vor meiner Heirat«, rief Zeinab. »Jetzt bin ich eine Ehefrau, und Allah hat es mir verboten.«

Zakeya hatte an ihrem üblichen Platz gesessen und ihnen zugehört. Da blitzte der Funke in ihrem Kopf auf. Sie verstand nicht gleich, was geschah, aber etwas hatte sich in Bewegung gesetzt und es wurde immer schneller. Sie konnte den Gedanken jetzt nicht mehr aufhalten. Sie hielt den Faden in der Hand, und die Spule würde sich unaufhörlich drehen, bis er ganz aufgerollt war.

Und danach ging ihr eine weitere Frage durch den Kopf, zunächst behutsam und leise, dann immer lauter. In einer der Nächte, nachdem Galal ins Gefängnis gebracht worden war, und beide Frauen nebeneinander auf der Matte lagen, fühlte Zeinab, wie Zakeya sie mit der Faust an die Schulter stieß. Der Blick der alten Frau jagte ihr einen kalten Schauer über den Rücken. Ihre Augen waren weit aufgerissen, und etwas Schreckliches schien hinter ihnen vorzugehen. Sie hörte, wie sie mit einer sonderbaren, heiseren Stimme ihren Namen flüsterte: »Zeinab! Zeinab!«

Sie flüsterte zurück: »Was ist los, Tante!«

»Ich war blind, aber jetzt sind mir die Augen aufgegangen.«

»Du warst nie blind«, sagte Zeinab und zitterte am ganzen Körper, als sie den Ausdruck in Zakeyas Augen sah. »Du hast immer ausgezeichnet gesehen. Aber sag mir, was geschehen ist!«

Einen Augenblick lang glaubte sie, ihre Tante wäre wieder krank. Sie ergriff ihre Hände und sagte: »Bitte, leg dich wieder hin, Tante. Du bist müde. Seit sie Galal geholt haben, hast du kein Auge zugetan.«

Aber Zakeya hatte noch immer diesen schrecklichen, fast wahnsinnigen Blick, und mit heiserer Stimme flüsterte sie: »Ich weiß, wer es ist. Ich weiß es, Zeinab, ich weiß es.«

»Wer ist es?« fragte Zeinab unsicher zitternd.

»Es ist Allah, Zeinab, es ist Allah«, sagte sie mit entrückter Stimme, als sei sie in Gedanken woanders.

Zeinab bebte jetzt am ganzen Körper. Sie hielt die Hand ihrer Tante fest. Sie war eiskalt.

»Du mußt Gott bitten, daß er sich unser erbarmt. Verrichte deine Waschungen und Gebete, damit Allah uns beiden vergibt und Mitleid mit uns hat.«

»Sag so etwas nicht, Zeinab, denn du weißt nichts«, rief Zakeya plötzlich voller Zorn. »Ich allein weiß es.«

## XXI

Zakeya hockte am Eingang ihrer Hütte und starrte mit aufgerissenen Augen in die Nacht. Sie schlief nicht mehr, sie schloß nicht einmal mehr die Augen, die sich durch die Dunkelheit bohrten bis zur anderen Straßenseite, wo das hohe Eisentor vor dem Haus des Bürgermeisters aufragte. Sie wußte nicht genau, worauf sie wartete. Doch als sie die blauen Augen zwischen den Eisenstäben entdeckte, stand sie auf. Warum stand sie auf, statt sitzen zu bleiben, was würde sie als nächstes tun? Sie ging zum Stall und öffnete die Tür. Sie sah die Hacke in einer Ecke. Ihre hohe, magere Gestalt ging auf die Hacke zu und bückte sich. Ihre große, grobe Hand mit der schwieligen Haut hielt die Hacke fest umklammert, als sie ins Freie trat. Sie zögerte einen Moment, dann überquerte sie die Straße und ging auf das Eisentor zu. Der Bürgermeister sah sie auf sich zukommen. »Eine Bäuerin, die auf meinem Land arbeitet«, dachte er. Als er auf sie zuing, sah er ihren Arm mit der Hacke durch die Luft schwingen. Er fühlte nicht, wie die Hacke auf seinem Kopf landete und ihn mit einem Schlag zertrümmerte. Denn einen Moment zuvor hatte er in ihre Augen gesehen, ganz kurz. Und von diesem Moment an sollte er nie wieder etwas sehen, fühlen oder begreifen.

## XXII

Der graue Kastenwagen fuhr über die Landstraße. Zakeya hockte in ihm, wie sie immer am Eingang ihrer Hütte gehockt hatte. Sie fuhren durch viele Straßen, von deren Existenz sie nie etwas gewußt hatte. Es war eine fremde Welt, anders als die, die sie gekannt hatte. Durch einen Spalt im Holzverschlag vor dem Fenster sah sie einen Fluß, der sie an den Nil erinnerte, aber sie glaubte nicht, daß es der Nil war. Der Kastenwagen hielt vor einem hohen Tor. Sie ging zwischen den Männern, die ihr Handschellen angelegt und sie hierher gebracht hatten. Ihre großen schwarzen Augen waren weit geöffnet, aber ihre Lippen waren fest verschlossen, als wollte sie nie wieder sprechen, als hätte sie alle Wörter vergessen. Die Männer hörten, wie sie ab und zu vor sich hinmurmelte, als ob sie Selbstgespräche führte. Sie wiederholte unaufhörlich mit leiser Stimme: »Ich weiß, wer es ist. Jetzt weiß ich es.« In der Nacht, als sie zwischen den anderen weiblichen Gefangenen auf dem Boden der Zelle lag, starrte sie mit weit geöffneten Augen in die Dunkelheit, aber ihr Mund blieb verschlossen. Und doch hörte eine Frau sie flüstern: »Ich weiß, wer es ist.« Und die Frau fragte neugierig: »Wer ist es denn?«

Und Zakeya antwortete: »Ich weiß, daß es Allah ist, mein Kind.«

»Und wo ist er?« stöhnte ihre Gefährtin. »Wenn er hier wäre, könnten wir ihn anflehen, Erbarmen mit uns Frauen zu haben.«

»Er ist dort drüben, mein Kind. Ich habe ihn dort drüben am Ufer des Nils begraben.«